P. o. gall. 2569 l

(79. 80. 81. 82

Kock

Paul de Kock's humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Neunundsiebenzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Ein
scharmanter junger Mann.

Von

Paul de Kock.

Motto: Im geselligen Verkehr gefallen wir oft mehr durch unsere Fehler als durch unsere guten Eigenschaften.
Maximen von Larochefoucauld.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

[illegible]
Bibliothek.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Ein Cabriolet auf einer Nebenstraße.

„Werden wir bald in diesem verwünschten Landhause, wo wir uns so sehr ergötzen sollen, Du mir eine Menge Vergnügungen und hübsche Frauenzimmer, einen guten Tisch, ausgezeichnete Weine, eine heitere unterhaltende Gesellschaft, einen Wirth, der nicht viel Umstände macht, Spiele aller Art und dergleichen Dinge versprochen hast, ankommen? Kurz, Du hast mir so viel versprochen, daß mich dieses zum Mitgehen bewogen hat, obwohl ich das Landleben nicht besonders liebe, bloß in unserm Tivoli ländlich bin und die Bäuerinnen nur in der Oper, wenn sie geschminkt sind und kurze Röckchen tragen, bewundere."

„Ach, Herr Theophilus, Sie sind ein vollkommener Bruder Liederlich, ein Roué, ein Faublas!... Weil Sie ein Cabriolet und fünfzehntausend Franken Renten haben, nehmen Sie einen Ton, Stutzermanieren an, träumen von Eroberungen, Glück bei den Frauen!... Wahrhaftig, wenn ich Sie nicht im Zaume halte, übertreffen Sie mich am Ende und stellen mich in Hintergrund! Ha, ha, ha! der arme

Minot, der durchaus ein junger Mann nach der Mode sein will!"

„Nun, und warum sollte ich denn kein junger Mann nach der Mode sein? Was findest Du Lächerliches daran?"

„Was ich Lächerliches daran finde, mein Guter? Ach, wenn ich Dich ansehe, Deine runden, hervorstehenden Augen betrachte, die sich vergeblich so viel Mühe geben, Ausdruck zu haben, Deine dicke Nase ansehe, Theophilus, denn Du hast eine sehr dicke Nase, Deinen immer halboffenen Mund, Dein viereckiges Kinn, Deine vollen rothen Backen, Deine krausen Haare betrachte... ha, ha, ha! Du mußt wahrhaftig viel Verdienst haben, ein Frauenzimmer zu verführen!"

„Verdienst! gewiß habe ich Verdienst. Du siehst aus, als wolltest Du meiner spotten; Du entwirfst ein Porträt, das mir durchaus nicht gleicht: behaupten, meine Augen seien ohne Ausdruck, potz Teufel! wie sollen sie denn anders sein? Wenn Du gehört hättest, was mir vor zwei Tagen eine junge, höchst interessante Person gesagt hat, die Tänzerin auf dem Theater am St. Martinthore ist!"

„Ach, Du gibst Dich jetzt mit Tänzerinnen ab? ... Armer Minot, das ist die rechte Höhe!"

„Ich gebe mich mit Allem ab, was mir gefällt: ich bin volljährig, Herr meines Vermögens und meines Herzens."

„Gewiß, Du hast sogar die Freiheit, es zu verlieren, wenn es Dir gefällt."

„Das thue ich auch sehr häufig."

„Nun, und was sagte Dir diese interessante Tänzerin?"

„Zuerst muß ich Dir sagen, daß ich hinter den Coulissen war... ich habe Zutritt auf die Bühne, weil ich drei Plätze für mich bezahle."

„Der Teufel! kannst Du denn in drei Logen zugleich gehen?"

„Nein, aber ein Mann, welcher mehrere Plätze bezahlt, wird eine Person von Wichtigkeit; das gibt Einem ein Ansehen und man darf auf die Bühne gehen."

„Ach, Wüstling... um die Schauspielerinnen zu sehen, haben Sie drei Plätze gemiethet?"

„Zum Henker, das verberge ich nicht! Doch um auf meine Tänzerin zurückzukommen, so ist dieselbe eine kleine, sehr hübsche Blondine; sie ist in dem Kasten des Souffleurs, ihres Onkels, erzogen worden... sie wirft mir Blicke zu, Lockungen, und neulich, in dem Augenblick, ehe sie auf die Bühne trat, sagte sie zu mir: ‚Herr Theophilus (man kennt mich nämlich dort nur unter meinem Taufnamen)... Herr Theophilus, ich bitte Sie, sehen Sie mich nicht an, während ich auf dem Theater bin!' — Und warum das? antwortete ich ihr. — ‚Weil Sie Augen haben, welche mich hindern, auf dem Theater meine Beine so gut als gewöhnlich zu erheben.'"

„Das ist ein außerordentlich schmeichelhaftes Geständniß."

„Nicht wahr? Aber Du meinst, Arthur, Niemand

als Du könne gefallen! ... Ich gestehe, daß Du ein hübscher Junge bist, ich bestreite keinen Deiner Vorzüge: Du bist groß, wohlgestaltet, hast schöne schwarze Augen und einen Blick, einen jener kühnen Blicke, welche ihres Siegs gewiß sind ..."

„Genug, genug, mein lieber Theophilus, ich erlasse Dir alle weitern Complimente. Wenn ich Dir zuhöre, so fange ich zu glauben an, daß ich Unrecht hatte, über Deine Figur zu lachen; denn die Männer sind so wenig im Stande, über einander zu urtheilen, als die Frauen. Ich glaube übrigens doch, daß die Männer gerechter in ihren Urtheilen sind. Die Hauptsache ist, daß wir denen gefallen, welche uns gefallen. Bis jetzt habe ich noch nicht Ursache gehabt, mich zu beklagen, aber ich fürchte, ich wage noch nicht zu hoffen ... ach, jetzt möchte ich wohl meiner Eroberungsmittel sicher sein."

„Aha! ich verstehe: Du hast eine neue Flamme, eine neue Intrigue im Kopf ... verteufelter Weg! wo sind wir? Man sieht hier gar Nichts, kein Mondschein ... wenn wir uns verirrten?"

„Fürchte Nichts; Du hast immer Angst. Habe ich nicht so eben einen Bauern gefragt, ob dieß der rechte Weg nach Draveil sei?"

„Kann man sich denn auf die Bauern verlassen, um den rechten Weg zu finden? Sie machen sich ein boshaftes Vergnügen daraus, die Städter irre zu leiten. Jetzt ist es dunkel; es würde mir durchaus kein Vergnügen machen, die Nacht in den Gehölzen

oder in dem Wald von Senart zuzubringen. Als ich klein war, hat man mir eine Menge Räubergeschichten erzählt, welche sich alle im Wald von Senart zutrugen."

„Ha, ha! mein guter Minot, die Tapferkeit scheint nicht Ihre starke Seite zu sein."

„Ist es etwa Tapferkeit, die Nacht in einem Walde zuzubringen, um von Räubern geplündert zu werden? Dieß ist Verwegenheit, Tollkühnheit!"

„Aber, da Du die Damen so gern fesselst, so böte sich hier eine herrliche Gelegenheit dar: angegriffen werden, sich mit Räubern schlagen... welche schöne Beschreibung wäre davon zu machen, wenn wir in Draveil ankommen! Welchen Eindruck würden wir auf die Damen machen!"

„Ach ja, besonders wenn wir gänzlich ausgeplündert und nackt wie Christkindlein dort ankämen! Aber um diesen Preis will ich keinen Effekt machen ... Legris, Legris! bist Du noch hinten?"

Diese Frage war an den Diener gerichtet, welcher hinten auf dem Wagen stand. Legris war ein großer Lümmel mit einem Wuchs à la Spartakus, der seinen Herrn leicht gegen den Angriff mehrerer Männer vertheidigen konnte; aber Legris hatte den großen Fehler, daß er den Wein liebte, und sei es nun, daß er dem Namen Ehre machen wollte, den ihm der Zufall gegeben hatte,* oder daß eine unwiderstehliche Neigung ihn zu demselben hinzog, selten verging ein Tag, wo sich der Diener des Herrn

* Legris: der Betrunkene.

Theophilus Minot nicht völlig berauschte. Dieß hatte er denn auch bei der letzten Einkehr seiner Herren gethan, allein seine Trunkenheit verhinderte ihn nicht, sich hinter dem Cabriolet zu halten. An diese Stellung gewöhnt und seine Hände fest an die zu diesem Gebrauch vorhandenen ledernen Riemen geklammert, schloß Legris die Augen und schlief ganz fest, während er sich hinten an seinem Wagen hielt, welcher immer fortrollte.

Weil ich gerade von unsern Reisenden spreche, so muß ich noch einige Worte von denen, welche in dem Cabriolet sitzen und deren Unterhaltung wir so eben gehört haben, hinzufügen.

Arthur Gervillier ist sechsundzwanzig Jahre alt; sein Reisegefährte schmeichelte ihm nicht, wenn er ihn einen sehr hübschen Jungen nannte. Arthur ist groß, wohlgestaltet; sein gefälliger und ungezwungener Gang hat Grazie und Eleganz; sein feines, regelmäßiges Gesicht verführt beim ersten Anblick; seine großen schwarzen Augen sind voll Feuer und Ausdruck; zuweilen haben sie dessen sogar zu viel und wenn er sie auf ein junges und hübsches Frauenzimmer heftet, so ist es eine Seltenheit, wenn sie nicht betroffen oder verlegen darüber wird und erröthet. Denkt euch dazu noch einen Mund mit perlweißen Zähnen, eine feine und wohlgeformte Nase, Haare, welche in glänzend schwarzen Locken auf eine hohe Stirne niederfallen, und ihr habt das Porträt des Herrn Arthur Gervillier, welchen man überall als einen liebenswürdigen Jungen bezeichnete.

Entsprach aber auch das Innere dem Aeußeren? Darüber mögt ihr selbst urtheilen. Arthur hatte Geist, aber jenen sarkastischen, feinen Geist, welcher um jeden Preis glänzen will und sich wenig darum bekümmert, ob er Andere verwundet. In einem Salon verführte, blendete Arthurs Unterhaltung durch ein fortwährendes Feuer von Spöttereien und Witzen. Man lachte, klatschte Beifall. Die Gesellschaft hat die Leute so gern, welche sie unterhalten. Aber war unter dieser glänzenden Außenseite ein hoher Geist verborgen? Fast möchte man daran zweifeln. Leute von gediegenem Verstande pflegen zu denken, ehe sie sprechen, deßhalb haben sie auch manchmal nicht eben so schnell eine Antwort in Bereitschaft, als viele Leute, welche ihnen an Verstand hintanstehen. Da man aber in der großen Welt nur nach dem Scheine richtet, ohne sich die Mühe nehmen zu wollen, zu ergründen, so gefiel Arthur den Damen durch seinen eleganten Anzug und seine Galanterie, den Männern durch seinen Geist, seine Witze und seine heitere Laune vollkommen, und man nannte ihn allgemein einen liebenswürdigen Jungen.

Arthur besaß großes Selbstvertrauen; er kannte seine körperlichen Vorzüge und gab sich nicht die Mühe, es zu verbergen. Er hatte einen großen Hang zum Vergnügen und sein Glück bei den Frauen hatte ihn gewöhnt, die Liebe sehr leicht zu behandeln. War er gefühlvoll? Hatte er ein gutes Herz? Wer kann darüber urtheilen! Jene Leute, welche alle Augenblicke für etwas Anderes fühlen, hören endlich

ganz auf, es zu sein. Jene Frauenzimmer, die man Abends allein in den Straßen von Paris antrifft, haben immer, wie man zu sagen pflegt, ein sehr gutes Herz; aus diesem könnt ihr sehen, ob man den gefühlvollen Leuten trauen darf.

Arthur hatte frühzeitig seine Eltern verloren; nur ein einziger Verwandter blieb ihm: ein Onkel, ein ehemaliger Hauptmann unter dem Kaiser, welcher sich niemals um seinen Neffen bekümmert hatte. Da Arthur sich im achtzehnten Jahre im Besitze von sieben- bis achttausend Franken Renten sah, so hatte er Neigung zum Militärstande gefühlt; er war in ein Husarenregiment getreten, weil ihm die Uniform gefiel und weil er glaubte, daß ihm in der glänzenden Kleidung mit dem Säbel an der Seite keine Frau widerstehen könne. Arthur hatte sich unter den Husaren häufig im Duell geschlagen und war dann bei dem Gefecht bei Trocadero gewesen, worauf er zum Unterlieutenant gemacht wurde, und als einige Zeit hernach die Revolution von 1830 ausbrach, hatte der junge Mann diese Gelegenheit ergriffen, um das Militär zu verlassen, an dem er genug hatte, und war wieder zum Civilstande übergetreten. Seit einem Jahr lebte er bereits wieder in diesem, als wir anfingen, seine Bekanntschaft zu machen, woraus hervorgeht, daß es im Jahre 1831 war, als unsere beiden Jungen im Cabriolet saßen, um sich nach Draveil, einem sieben Stunden von Paris und ganz nahe bei dem Walde von Senart gelegenen Dorfe, zu begeben.

Gehen wir jetzt zu Arthurs Reisegefährten über. Theophilus Minot war ein dicker Junge von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, häßlich und einfältig, was ihn aber nicht hinderte, viele Eigenliebe zu besitzen; denkt euch dazu noch jene Zuversicht, welche ein großes Vermögen verleiht und ihr werdet eine Idee von Herrn Minot haben, welcher der Sohn eines reichen Fabrikanten war und nach dem Tode seines Vaters den Handel aufgegeben hatte, um sein Vermögen zu genießen, und sich dann in der großen Gesellschaft Zutritt zu verschaffen suchte, wo seine Witze, seine Haltung und sein Anzug oft Stoff gaben, auf seine Kosten zu lachen.

Wir kennen jetzt unsere Reisenden, wollen uns also wieder mit ihnen auf den Weg machen.

„Legris ... Legris! Er antwortet nicht, der Dummkopf!“ sagte Theophilus, sich aus dem Cabriolet neigend; „ist er nicht mehr da? wäre er vielleicht heruntergefallen?“

„O nein, er hätte gerufen, geschrieen! Legris ist an seinem Platze, er wird Dich nicht gehört haben.“

„O, das scheint mir auffallend ... Teufel! wenn Legris nicht mehr bei uns wäre! Mein Freund, ich bitte Sie, halten Sie einen Augenblick, ich will einmal sehen ... ich will wissen, ob man mir meinen Bedienten gestohlen hat.“

Arthur, welcher kutschirte, hält das Pferd an und nachdem Minot einen unruhigen Blick auf die Bäume geworfen hat, welche den Querweg, auf dem

sie sich befinden, begrenzen, entschließt er sich, halb aus dem Cabriolet zu steigen und ruft mit ängstlicher Miene:

„Legris! bist Du da?...Antworte doch!"

Ein dumpfer Ton ist die einzige Antwort, welche Theophilus erhält. Weit entfernt, beruhigt zu sein, erblaßt er und verkriecht sich zitternd unter das Spritzleder des Cabriolets, indem er murmelt:

„Ach! mein Freund, hast Du dieses dumpfe Stöhnen ganz nahe hier gehört? Das ist Einer, der angegriffen oder verwundet worden ist; vielleicht mein armer Diener, der uns ruft. Ich hatte es Dir doch gesagt, es werde uns ein Unglück begegnen; diese Wälder sind voll Bösewichte."

„Du bist ein Narr!" sagte Arthur, indem er ärgerlich aufstand, „übrigens will ich sehen, was es ist."

Mit diesen Worten springt Arthur aus dem Cabriolet, obgleich ihm sein Reisegefährte zuruft:

„Wo willst Du hin? Verlasse mich doch nicht! Ich will nicht allein in diesem Walde bleiben; ich weiß nicht, wo ich bin."

Aber Arthur ist schon auf der Straße und nach einem Augenblick lenkt er in einen kleinen Fußpfad ein, den man kaum unterscheiden konnte, weil die Nacht dunkler geworden war, und läuft so schnell, daß bald der Ton seiner Schritte verhallt.

Theophilus Minot hat sich in den Grund seines Cabriolets gekauert und murmelt immer:

„Arthur, entferne Dich nicht, mache keine Unvorsichtigkeit, ich bitte Dich, steige wieder ein, ich werde

das Pferd peitschen und wir werden im größten Galopp weiter fahren."

Einige Augenblicke verfließen: Theophilus erhält keine Antwort, er hört keine Schritte mehr. Ein neuer Schreck bemächtigt sich seiner, mit Angst erwartet er die Rückkunft seines Freundes; allein mehrere Minuten verstreichen und Niemand kommt.

„Ach, mein Gott! was bedeutet denn das? Nun ist Arthur verloren!" sagte Theophilus zu sich selbst, indem er ängstlich horchte, in der Hoffnung, seinen Freund kommen zu hören. „Gewiß geht dieß nicht mit natürlichen Dingen zu. Er kann doch nicht so lange Zeit brauchen, um Legris zu suchen... er muß auch angehalten, angegriffen worden sein und in einigen Augenblicken wird nun an mich die Reihe kommen. Man wird mich in meinem Cadriolet ermorden, aber ich will die Räuber nicht abwarten, ich will mein Pferd peitschen ... wenn es mit mir durchgeht, wird mich dieß sehr freuen."

Indem er so sprach, suchte Minot nach den Zügeln und der Peitsche. Er zitterte und fand Nichts; endlich gelingt es ihm, die Peitsche zu ergreifen, aber die Zügel sind aus dem Cabriolet herausgefallen, als es geöffnet wurde, und um sie wieder zu ergreifen, ist es durchaus nothwendig, auf den Boden zu steigen. Der dicke junge Mann weiß nicht, welchen Entschluß er fassen soll. Mit gespanntem Horchen und furchtsame Blicke auf die Straße werfend, wo er sich befindet, erbebt er bei dem geringsten Geräusch der Blätter, wenn der Wind die Zweige bewegt und

kriecht in den Grund seines Cabriolets zurück in demselben Augenblick, wo er sich entschloß, herauszusteigen.

„Ich muß aber doch einen Entschluß fassen," sagt Theophilus bei sich, indem er sich selbst zu ermuthigen sucht. „Je länger ich warte, desto gefährlicher wird meine Lage. Es ist spät, es muß wenigstens neun Uhr sein... ich muß machen, daß ich aus dieser verwünschten Nebenstraße herauskomme, in welche Arthur den dummen Gedanken gehabt hat, einzulenken. Ich kenne den Weg nicht; aber wenn ich immer im strengsten Galopp fahre, so ist es unmöglich, daß ich nicht endlich auf Wohnungen stoßen werde."

Nachdem Theophilus sich mit Muth gewaffnet hatte, steigt er aus dem Cabriolet; einmal auf dem Boden, tastet er umher und es gelingt ihm, die Zügel zu finden. Entzückt über sich selbst, will er eben wieder in den Wagen steigen, als das dumpfe Gestöhn, das er schon einmal gehört hat, wieder zu seinen Ohren dringt und dieses Mal noch stärker.

Theophilus stößt einen Schrei aus, man antwortet ihm durch ein Niesen, in seinem Schrecken schüttelt er die Zügel: das Pferd rast davon und eine schwere Masse fällt auf die Straße neben dem armen Minot nieder, der in dem Augenblick, als das Pferd durchging, auf den Boden gefallen ist.

Geschrei, Flüche lassen sich hören. Theophilus glaubt eine Räuberbande auf dem Rücken zu haben; er verbirgt sein Gesicht in beide Hände und schreit:

„Ich will euch meine Börse geben, es ist unnöthig, daß ihr mir was zu Leide thut ... ich werde keinen Widerstand leisten, ihr könnt mich berauben, ich widersetze mich nicht.“

„Warum geht denn dieser Teufelsbibi mit einem Mal davon? Das hat mir einen Stoß gegeben und beim Aufwachen bin ich heruntergefallen, weil ich nicht darauf gefaßt war. Heiliges tausend Pfropfzieher-Donnerwetter! ich habe eine Beule über dem linken Auge bekommen.“

Trotz seines Schreckens ist Minot doch von der Stimme betroffen, welche so eben diese Worte sprach. Er hebt den Kopf ein wenig auf und stammelt:

„Wer ist denn da?“ ...

„Nun, was machen Sie denn hier auf der Erde wie ein Maulwurf?“

„Gott verzeihe mir, es ist Legris, der Schlingel Legris, den ich für verloren, für ermordet hielt.“

„Was, Sie sind es, mein Herr? Sie machen sich ein Vergnügen daraus, auf der Landstraße herumzuliegen?“ sagt Legris, sich seinem Herrn nähernd.

„Ja, Dummkopf, ich bin es,“ antwortet Theophilus, indem er vollends ganz aufstand; „und wo kommst Du denn her auf diese Weise? Seit einer Stunde rufe ich Dir.“

„Ich, mein Herr? Ich habe den Hintersitz des Wagens nicht verlassen, nur muß ich gestehen, daß ich eingeschlafen war; das verhinderte mich aber nicht, fest auf meinem Posten zu bleiben, und gewiß wäre

ich auch nicht heruntergefallen, wenn das Pferd nicht einen Sprung gemacht hätte, einen plötzlichen Sprung. Aber wo ist denn das Cabriolet, mein Herr?"

„Wo es ist? Zum Teufel... es ist fort! Dein verfluchtes Schnarchen ist an all' dem schuldig."

„Und Ihr Freund Arthur läßt Sie mitten im Weg liegen und geht mit Ihrem Cabriolet davon? Das ist doch sehr unhöflich."

„Ach nein, Arthur ist nicht mehr im Wagen: er stieg aus, um Dich zu suchen. Schon seit einer ganzen Viertelstunde ist er fort und noch nicht zurückgekommen. Es muß ihm irgend ein Unfall begegnet sein: man wird ihn überfallen, ihn in den Wald gezogen haben, und... und... nun, Legris... Legris, wo gehst Du denn wieder hin?"

Legris hörte nicht mehr auf das Ende der Rede seines Herrn; sobald er vernommen hatte, daß das Pferd ohne Führer fort sei, eilte er den Spuren des Wagens nach, dessen Geroll man von der Ferne hörte. Vergebens schreit ihm Theophilus, er solle halten; der Diener glaubt, man befehle ihm, das Pferd anzuhalten und beeilt sich deßhalb immer noch mehr, um Bibi zu erreichen, bevor er das Cabriolet in irgend einer Schlucht zertrümmert hätte.

Theophilus ist wüthend; er sieht sich von Neuem Nachts mitten in einer Nebenstraße, in einer Gegend, die er nicht kennt, allein, und jetzt hat er nicht einmal mehr seinen Wagen, um sich darin zu verbergen, noch sein Pferd, um ihn im Galopp davon zu führen. Er bebt vor Zorn, gibt den Bäumen Fußtritte, flucht

und wirft sich endlich verzweiflungsvoll auf den ersten Hügel, den er bemerkt.

Was er aber für eine kleine Rasenbank gehalten hatte, war ein dichtes Distel- und Dornengebüsch, und was Theophil empfand, als er sich darauf setzte, war nicht geeignet, seine üble Laune zu besänftigen. Er steht rasch auf und schreit:

„Es ist um mich geschehen; es scheint mir, daß sich diesen Abend Alles verschworen hat, mich niederzubeugen. Au weh! wie das sticht! Gewiß sind mir einige Dornen an meinen Hosen hängen geblieben! Aber ich verdiene das. Was hatte ich nöthig, Paris zu verlassen, wo ich mich so gut befinde, wo ich drei Plätze im Theater de la Porte St. Martin habe, wo ich den Schauspielerinnen den Hof mache, sogar Zutritt auf die Bühne habe, und das Alles, um mit Arthur auf das Land zu gehen, der sich immer über mich lustig machte und mich vielleicht in ein Haus führt, wo ich mich recht langweilen werde. Wenn ich wenigstens in diesem Haus angekommen wäre, aber ich verliere meinen Reisegefährten, mein Cabriolet und meinen Bedienten, sogar noch meinen Hut: er ist auf dem Polster im Wagen liegen geblieben, und dann, um das Maß voll zu machen, setze ich mich auf Dornen! Wer weiß, was der Himmel noch mit mir vor hat und ob ich nicht vielleicht die Nacht in diesem Walde zubringen muß."

Theophilus hat mit seinen Klagen aufgehört, aber er bleibt niedergebeugt mitten im Wege stehen. Er wagt nicht mehr sich zu setzen; von Zeit zu Zeit langt

er unter seinen Rockschoß und reibt sich an seinen Zwilchhosen, während er schreit:

„Gott, wie das beißt!“

Aber bald läßt sich eine Stimme hören, welche eine Melodie aus der Stummen trällert, einer Oper, welche damals neu war, und die Echo des Waldes widerhallen:

„Doch schifft mit Vorsicht durch die Wogen,
Und haltet euch still u. s. w.“

Theophilus bebt vor Freude, denn er hat die schöne Stimme, welche in dem Walde ertönt, erkannt, zugleich dringen die Schritte eines Pferdes und das Rollen eines Wagens zu seinem Ohr und nähern sich mit jedem Augenblicke mehr.

„Ich bin gerettet!“ ruft Minot aus.

Und in der That waren kaum einige Minuten verflossen, so befand er sich bei seinem Freund, seinem Diener und seinem Cabriolet.

„Aber wo Teufels kommst Du denn her?“ sagte Theophilus, als er Arthur sah.

„Das will ich Dir erklären, mein Guter: Als ich ausgestiegen war, um Legris zu suchen, war das Erste, was meine Augen auf sich zog, ein kleines Licht, welches in der Ferne brannte. Da ich nicht sicher war, ob ich auf dem rechten Weg nach Draveil war, sagte ich bei mir selbst: ‚Ein Licht kündigt eine Wohnung von Menschen an, ich will machen, daß ich sie erreiche, um mir den rechten Weg bezeichnen zu lassen.‘ Deßhalb entfernte ich mich eiligst, allein

das Licht schien vor mir zu fliehen, manchmal verschwand es gänzlich."

„Es war ein Irrlicht."

„Nein, es war ganz einfach eine Laterne, welche ein Waldschütz trug. Es gelang mir, ihn einzuholen; er hielt mich zuerst für einen Räuber und zog seinen großen Säbel, allein ein Hundertsousstück, welches ich ihm in die Hand drückte, machte ihm begreiflich, daß er sich irre. Er gab mir alle Belehrungen, welche ich verlangte und sogar seine Laterne, welche er morgen bei dem Obersten Melleval wieder abholen wird, denn wir sind dem Orte unserer Bestimmung ganz nahe: noch zehn Minuten auf diesem Weg, dann wenden wir uns rechts, sehen Draveil vor uns und kommen bei Herrn von Melleval an, wo uns die schmeichelhafteste Aufnahme zu Theil wird. Nun, bist Du jetzt immer noch untröstlich?"

„Nein; was mir an Deinem Bericht besonders gefällt, ist die Laterne, welche Du mitgebracht hast."

„Ich," sagte Legris, „habe Bibi in dem Augenblick erreicht, wo er umwenden und in die Weinberge eindringen wollte. Das wäre eine schöne Geschichte gewesen! Er wäre verwundet worden, hätte sein Geschirr zerrissen und Alles zertrümmert."

„Nun, weil uns also kein Unglück geschehen ist, wollen wir wieder in den Wagen steigen und uns beeilen, bei dem Obersten anzukommen."

„Ach ja," sagt Theophilus, indem er sich in das Cabriolet neben seinen Freund setzte, „beeilen wi

uns anzukommen. Vorwärts, Bibi, im starken Trab, und Du, Legris, schlafe nicht noch einmal hinten ein."

„O nein, mein Herr, ich bin jetzt fertig."

„Ehe wir ankommen," nimmt Theophilus, sich an seinen Freund wendend, wieder das Wort, „gib mir doch einige Nachrichten über die Personen, zu denen Du mich führst. Ich weiß, daß wir zu einem ehemaligen Obersten des Kaisers kommen, aber wen werde ich weiter dort sehen? Ich möchte doch ein wenig wissen, mit wem ich zu thun haben werde."

„Du hast recht. Höre mich an: Herr von Melleval hat lange unter Napoleon gedient. Es ist ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, ernsthaft, ein wenig streng, nicht sehr liebenswürdig, welcher sich zu Hause immer in der Mitte seiner Soldaten glaubt, den befehlshaberischen Ton beibehalten hat, verlangt, daß Alles, was ihn umgebe, ihm gehorche und wie bei seinem Regiment marschire."

„Wenn dieß die angenehme Gesellschaft ist, welche Du mir versprochen hast..."

„Ach nein; was kümmert mich Herr von Melleval. Ich lasse ihn von seinen Feldzügen sprechen und seine Herrschergewalt auf die Freunde und Nachbarn, welche seine Gesellschaft bilden, ausüben; ihn will ich nicht besuchen, sondern seine Tochter, die reizende Caroline."

„Ah, er hat eine Tochter! Ich begreife."

„Ja, der Oberst hat ein kleines Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren bei sich: denke Dir alle

Reize, alle Anmuth vereint, einen Engel... man kann sie nicht sehen, ohne sie zu lieben."

„Dann werde ich sie also auch lieben?"

„Liebe sie, wenn Du willst, dieß ist mir sehr gleichgültig. Sie ist ein sehr gut erzogenes, schüchternes, zurückhaltendes Mädchen, nicht kokett; sie hat ihre Mutter frühzeitig verloren und ihr Geist eine etwas romantische Richtung genommen, wie zu den Zeiten des Amadis oder Rolands. Ueberdieß hat Caroline eine Freundin bei sich, ein höchst schwärmerisches Wesen, eines jener Frauenzimmer, welche sich in ihrer Einbildungskraft eine Welt und Männer schaffen, wie sie gar nicht existiren, und in unverständlichen, ungewöhnlichen Phrasen reden. O, Du wirst Dich gewiß bei dieser recht amüsiren, wirst bei Fräulein Ophelia glänzen! Du darfst Dich nur in Unklarheit, in Dunstkreise einlassen, die Phrasen so verdrehen, daß sie kein Mensch verstehen kann, und sie wird Dich reizend finden. Ich lasse Dir Ophelia, für mich nehme ich Caroline in Anspruch."

„Du läßt mir Ophelia? das ist erstaunlich. Es scheint, Du nimmst Dir die Frauen wie die Karten beim Piquet! Man läßt Einem eine, aber man betrachtet sie zuvor, nicht wahr?"

„Ach, mein armer Minot, es kommt daher, weil ich verliebt bin, närrisch verliebt in die reizende Caroline."

„Hast Du einige Hoffnung, ihr zu gefallen?"

„Ha, ha, einige Hoffnung? Es ist köstlich! Wenn ein Mann wie ich geliebt sein will, ist er dann nic[ht] sicher, daß es ihm gelinge?"

„Ah, sicher! Wenn aber das Mädchen eine andere Neigung im Herzen hätte?“

„So würde ich sie vertreiben, ich würde meinen Nebenbuhler verdrängen; aber ich werde diese Mühe nicht haben. Ich wiederhole Dir, daß Caroline ein noch ganz unschuldiges Mädchen, ein ganz reines Herz ist, welches aber das Bedürfniß fühlt, zu lieben, ein Herz sucht, das dem ihrigen entspreche, eine Seele, welche mit der ihrigen übereinstimme. Ach, welches Glück, aus einem solchen hübschen Mund ein zärtliches Geständniß zu vernehmen, die ersten Liebesworte von solch rührender Stimme zu hören, bei deren Töne uns ein süßes Schauern durchrieselt! Du wirst Caroline sehen: nie hast Du etwas Reizenderes erblickt.“

„Uebrigens sah ich, seit ich im Porte St. Martin-Theater drei Plätze gemiethet habe, viel!“

„Caroline ist blond, doch nicht zu hell, nicht zu dunkel...“

„Ja, ich verstehe, sie ist eine wahrhafte Blondine, sie muß blaue Augen haben.“

„Keineswegs: sie hat sehr schwarze Augen, das ist eben das Göttliche, das Seltene.“

„O, selten! Nicht so sehr, als Du glaubst. Ich habe oft schwarze Augen bei blonden Haaren gesehen. Freilich waren dieß Frauen, welche falsche Locken trugen.“

„Minot, höre auf, mich immer zu unterbrechen, um Dummheiten zu schwatzen. Ich bin sehr gutmüthig, Dir Carolinens Porträt zu entwerfen.

Kannst Du denn je dieses göttliche Gesicht würdigen?“

„Ist der Oberst von Melleval reich?“

„Ja, das heißt wohlhabend. Ich glaube, er hat acht- bis zehntausend Franken Einkünfte.“

„Wenn das Fräulein das einzige Kind ist, so ist es keine üble Parthie.“

„Was liegt daran? handelt es sich denn um das? Armer Minot, glaubst Du denn, man müsse immer an's Heirathen denken, wenn Liebe im Spiele ist? Ich, der ich schon mehr als fünfzig Mal geliebt habe, müßte also fünfzig Frauen haben.“

„Nein, fünfzig wäre zu viel, aber eine, eine, welche eine gute Mitgift hätte ...“

„Schweige doch mit Deinem Unsinn. In meinem Alter, mit sechsundzwanzig Jahren, Herr eines hübschen Vermögens, ich, mit allen Vorzügen, die in der Welt beliebt machen, ausgestattet, solle mich verheirathen, mich in eine Haushaltung begraben, vielleicht meine Kinder wiegen und mit meinem Schwiegervater Piquet spielen? Ha, ha, das wäre rührend! Du siehst mich schon im Geiste mit einem Kinde an der Hand spazieren gehen und am Kaminfeuer bei meiner Frau sitzen!“

„Es gibt Leute, welche dieses für ein Glück halten.“

„Möglich, aber das wäre Nichts für mich; ich muß Abwechslung, Unruhe, ein bewegtes Leben, unaufhörlich neue Lustbarkeiten, Leidenschaften, Hindernisse zu übersteigen haben und in diesem Augenblick ist e

Carolinens Liebe, und ich werde sie besitzen, sie wird mir ihr Herz schenken, ich will es! Niemals habe ich noch Widerstand gefunden, den zu besiegen mir nicht gelungen wäre. Das Einzige, was mich ärgert, ist, daß Herr von Melleval Paris ganz verlassen hat, um sich auf sein Besitzthum in Draveil zurückzuziehen. Früher verbrachte er den Winter mit seiner Tochter in Paris, da habe ich Caroline vor sechs Monaten zum ersten Mal gesehen; aber er hat Paris für immer verlassen und man muß nach Draveil kommen, um des Obersten Tochter zu sehen. Das Besitzthum des Herrn von Melleval ist sehr hübsch, das Haus ist reizend, er empfängt Einen sehr artig, und wenn man ihm seine Sucht, die Oberherrschaft auszuüben, verzeiht, so kann es Einem sehr gut dort gefallen. Aber es ist weit von Paris entfernt, sieben starke Meilen... doch Caroline ist wohl werth, daß man sich etwas Mühe gibt. Es ist jetzt das dritte Mal, daß ich auf das Landhaus des Obersten komme. Da mein Onkel wirklich dort ist, so ist dieß eine Gelegenheit, daß ich länger bleibe und ich hoffe... doch halt, hier ist das Dorf, wir sind angekommen, das Haus des Herrn von Melleval ist da unten rechts."

„Ah, wir sind doch endlich da," schreit Theophilus; „meiner Treu, das ward nicht ohne Mühe erreicht; ich glaubte, wir würden niemals ankommen."

Zweites Kapitel.

Die Gesellschaft in Draveil.

Bevor wir die beiden jungen Leute bei dem Obersten eintreten lassen, wollen wir vorher Bekanntschaft mit den neuen Personen machen, welche wir dort antreffen werden.

Das Gut des Herrn von Melleval hat eine sehr schöne Lage. Das Haus, im neuesten Styl gebaut, bietet Alles dar, was die Augen erfreuen und die Personen, die es bewohnen, befriedigen kann. Schönheit und Annehmlichkeit sind darin geschickt gepaart: es ist der Aufenthalt eines wohlhabenden Mannes, welcher gerne Besuche empfängt; denn es gibt Leute, die wie Wölfe leben, bei welchen im Allgemeinen eine Düsterheit und Einsamkeit herrscht, welche sich in der Wahl der Möbel, in der Farbe der Tapeten kund gibt und sich bis auf die Eintheilung der Zimmer erstreckt.

Außerdem gibt es noch Leute, welche auf ihren Landgütern gerne Besuche empfangen, euch einladen, euch nöthigen, zu kommen, und es euch dann, wenn ihr der Einladung Folge leistet, an dem Nöthigsten fehlen lassen! Kommt ihr bei solchen ermüdet und ermattet von der Hitze an, so bietet man euch vor der Stunde des Essens Nichts zur Erfrischung an. Ihr geht in einem Garten spazieren, in welchem schöne

Früchte wachsen, man gibt euch aber zu verstehen, daß es sehr unbescheiden wäre, davon zu pflücken, man wolle sie aufsparen. Ihr seht einen schönen Rasenplatz, auf welchem hohes und frisches Gras wächst; dies erweckt die Lust, euch darauf zu werfen, man sorgt aber dafür, euch zuvor zu benachrichtigen, daß man ihn nicht mit den Füßen berühren solle, weil dieses die Heuerndte, die man an den benachbarten Pächter verkaufe, verderben würde. Endlich erhaltet ihr ein Schlafzimmer, worin sich nicht einmal ein kleines Zuckerbüchschen befindet; man gibt euch nur ein einziges Licht, welches nicht länger als einige Viertelstunden brennt, wodurch bedeutet wird, man solle sogleich zu Bette gehen und sich nicht schmeicheln, in demselben noch ein wenig zu lesen.

Bei Herrn von Melleval war es aber nicht so: außer der Gewohnheit, zu befehlen, welche er angenommen hatte und die seinen Manieren etwas Strenges und Imposantes gab, empfing der Oberst seine Besuche sehr gut. Er wollte, daß es Einem in seinem Hause an Nichts fehle, und hauptsächlich, daß man sich bei ihm amüsire; er hätte Einen dazu genöthigt, wenn er es gekonnt hätte. Herr von Melleval war ein tapferer Kriegsmann, ein eben so strenger Beobachter seiner Pflichten wie der Disciplin; er erinnerte sich nicht, während der ganzen Dauer seiner militärischen Laufbahn auch nur ein einziges Mal im Arrest gewesen zu sein. Da der Oberst aber eben so gerecht für die Andern war, als er wollte, daß man es für ihn sein solle, so hatte er sich die

Achtung aller seiner Waffengefährten und die Freundschaft derjenigen zu erwerben gewußt, welche zu beurtheilen Gelegenheit gehabt hatten, daß Herr von Melleval unter einer rauhen und strengen Außenseite ein gutes, edles und großmüthiges Herz barg.

Wir kennen bereits die Tochter des Obersten. Arthur hat uns ihr Porträt entworfen und er hat Nichts bei ihren Reizen und ihrer Anmuth übertrieben; fügen wir bloß noch hinzu, daß Caroline, welche ihren Vater innig liebte, doch vor ihm zitterte. An unbedingten Gehorsam gewöhnt, erstarb das Wort auf ihren Lippen, wenn sie zufällig einmal eine Einwendung oder eine leichte Bemerkung über die Befehle des Obersten zu machen wagen wollte; ihre Wangen wurden purpurroth und sie entfernte sich, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Bei Carolinen, die das Unglück gehabt hatte, ihre Mutter frühzeitig zu verlieren, befand sich Marianne, ein gutes Mädchen; sie war eine jener Dienstboten, welche die Kinder erzogen haben und niemals von ihrer Seite gekommen sind, sie lieben, verderben, in ihren kleinen Widerwärtigkeiten trösten, ihre Freuden und ihre Vergnügungen theilen, mit ihnen Kegel und Ball spielen und später ihre ersten vertraulichen Mittheilungen erhalten und ihre geheimen Seufzer errathen, kurz eine jener Dienstboten, die man nicht fortschicken könnte, ohne eine schlimme Handlung zu begehen, und welchen man tausend Dinge übersicht und verzeiht, weil man weiß, daß sie an unsere Kinder wirklich anhänglich sind.

So war Marianne, ein gutes Mädchen von etwa vierzig Jahren, die bei Carolinens Geburt zugegen gewesen war, sie auf den Armen getragen und gewiegt hatte, die in der Welt nichts Schöneres, nichts Liebenswürdigeres als ihr Fräulein kannte, die für sie durch's Feuer gegangen wäre, um ihr angenehm zu sein oder ihr einen Verdruß zu ersparen, und hoffte, ihr das Hochzeitgewand anzuziehen und eines Tages ihr erstes Kind zu wiegen.

Caroline vergalt ihrerseits Mariannens treue Anhänglichkeit mit der zärtlichsten Liebe: bei ihr weinte sie, wenn der Oberst streng mit ihr gesprochen, ihr erzählte sie ihre kleinen Sorgen, ihre kleinen Geheimnisse, Geheimnisse, welche noch sehr unschuldig waren, denn Caroline war rein und unverdorben und ihre Gedanken waren sittsam wie ihre Stirne. Marianne weinte oder lachte mit ihrem Fräulein, wie es die Umstände mit sich brachten, und nie hatte Jemand den Namen Bonne (Kindswärterin) mit größerem Rechte verdient.

Ferner finden wir bei dem Obersten Herrn von Vieussec, einen ehemaligen Beamten, welcher mit zunehmendem Alter fast blind, beinahe taub und gänzlich engbrüstig geworden war, welches seine Gesellschaft eben nicht zu der angenehmsten machte.

Herr von Vieussec hat eine Nichte, Fräulein Ophelia, das romantische, überspannte Mädchen, deren Porträt Arthur ebenfalls seinem Freunde entworfen hat. Sie ist eine sehr lange, dürre, schmächtige Person, der es aber, trotz übermäßigem Zusam=

menschnüren in ein Corsett, nicht gelang, eine Taille und Hüfte hervorzubringen. Fräulein Ophelia hat regelmäßige, aber etwas zu markirte Züge; sie ist vielleicht hübsch gewesen, aber ihre schon magere, gelbe und knöcherne Figur hat Nichts mehr, was Jugend anzeigt, und dennoch ist die Nichte des Herrn von Vieussec erst siebenundzwanzig Jahre alt; aber sie hat das Unglück oder Glück, schon für etlich und dreißig gehalten zu werden.

Man versicherte, daß der Aerger, noch nicht verheirathet zu sein, viel beitrage, daß sie mager und gelb werde. Aber als diese Dame achtzehn Jahre alt und in ihrer Blüthezeit war, waren ihre Ansprüche so lächerlich, ihre Unterhaltung so unverständlich, daß sich viele Liebhaber entfernt hatten, weil sie ihre schöne Sprache nicht verstehen konnten; ihrerseits hatte sie mehrere sehr vortheilhafte Parthien ausgeschlagen, weil sich die Freier zu bürgerlich ausdrückten oder weil sie ihre Haare nicht gut zu richten wußten.

Arthurs Onkel, der Capitän Gervillier, ist auch einer der Gäste des Herrn von Melleval. Der Capitän ist für die Gesellschaft des Obersten ganz geschaffen, da er die Gewohnheit der Subordination gegen seinen Obersten bewahrt hat und sich sehr geehrt fühlt, in dessen Hause zu sein. Da er seinen Ehrgeiz auf den Grad, den er erhalten, beschränkt hat, indem er wohl fühlte, daß er niemals hoffen könne, weiter zu kommen, war der Capitän Gervillier in einem Salon, wie ehemals im Quartier, stets be-

reit, sich vor seinem Oberhaupt zu beugen. Er hätte einen ganzen Tag stehend zugebracht, ehe er sich gesetzt haben würde, wenn ihn sein Oberst nicht dazu aufgefordert hätte, und so war er in Allem.

In der Umgebung von Herrn von Mellevals Gute befanden sich mehrere hübsche Landhäuser, deren Bewohner den Obersten öfters besuchten.

Unter Andern ein alter Banquier mit seiner Frau. Diese ist einst hübsch und sehr kokett gewesen; jetzt ist sie zwar nicht mehr hübsch, aber ihre Koketterie hat zugenommen, je mehr ihre Reize abnahmen. Man muß sich doch bestreben, Etwas zu erhalten.

Herr Dugrandet, so heißt der Banquier, war den Sechzigen nahe oder war vielleicht schon darüber hinaus. Da er aber ein sehr hübscher Mann und bei dem schönen Geschlecht ziemlich glücklich gewesen war, wollte er nicht alt werden; er hatte die Manie, stets beweisen zu wollen, daß er noch immer die Jugendkräfte besitze, und schmeichelte sich, niemals krank und besonders ein unermüdlicher Läufer zu sein.

Madame Dugrandet lächelte zuweilen spöttisch, wenn ihr Mann von seiner Kraft und seinem starken Körperbau sprach.

Außer diesen war noch eine Familie dort: der Mann war früher Kaufmann gewesen, sehr vermögliche Leute, welche aber die Lächerlichkeit an sich hatten, das Geschäft, in welchem sie sich bereichert hatten, zu verachten und für Edelleute gelten zu wollen. Dieses gab Fräulein Ophelia vielen Stoff zum Lachen,

welche behauptete, daß es mit dem Namen Troussard (so hieß der Ex-Kaufmann) unmöglich sei, die geringste Achtung in der Gesellschaft zu erwerben.

Ich gestehe, daß der Name Troussard dem Ohre nicht sehr melodisch erscheint, aber was liegt daran, aus welchen Buchstaben, aus welchen Silben ein Name besteht: er ist es ja nicht, der das Ansehen gibt, bloß das Verdienst der Person ist es, welches ihrem Namen Ruhm verschafft, und die härtesten Silben scheinen dem Ohre angenehm, wenn sie uns einen geistreichen Menschen oder einen großen Philosophen nennen.

Marie, Margarethe sind sehr gewöhnliche Namen; wenn sie aber schönen Frauen angehören, werden sie auch angenehm und süß scheinen.

Kommen wir zu dem Ehepaar Troussard zurück. Der Mann ist fünfzig Jahre alt; er schmeichelt sich, eine gute Erziehung erhalten zu haben und bringt sein Leben in seinem Keller zu, wo er seine Weinflaschen zählt und immer wieder zählt, weil er äußerst mißtrauisch ist und unaufhörlich fürchtet, seine Bedienten hätten ihn bestohlen. Das Mißtrauen ist fast immer die Gefährtin des Geizes und Herr Troussard ist in der That mehr als sparsam; er knausert an den unbedeutendsten Dingen, was sich wenig mit der vornehmen Miene verträgt, welche sich Madame Troussard geben will. Wie wir indessen alle unsere Schwachheiten haben, so hat Herr Troussard auch seine gute Seite: die Tafel und besonders ein guter Wein haben unendlich viele Reize für den ehemaligen Kauf-

mann, und das Sonderbare dabei ist, daß Herr Troussard am Ende einer guten Mahlzeit, wo er beinahe immer so viel getrunken hat, daß er in gute Laune versetzt wird, außerordentlich verschwenderisch und großmüthig ist; dann ist er ein Lebemann, ein Mann, welcher Nichts mehr für sich selbst hat; er macht euch tausend Dienstanerbietungen, stellt sein Haus, seine Kasse zu eurer Verfügung und ladet alle Gäste, sogar Leute, welche er zum ersten Mal sieht, zum Essen ein. Wenn er aber nüchtern geworden ist, beeilt sich Herr Troussard, alle Einladungen wieder abzubestellen.

Madame Troussard ist zehn Jahre jünger als ihr Mann; ihre Blicke strahlen immer und ein ewiges Lächeln umschwebt ihre Lippen. Ehe sie damit fertig ist, euch guten Tag zu wünschen, hat sie schon eine Geschichte zu erzählen angefangen; diese Geschichte verkettet sich in eine andere, welche wieder mit einer andern zusammenhängt, ganz wie in Tausend und eine Nacht: man kann das Ende davon nicht absehen. Wenn Madame Troussard in einem Salon angekommen ist, so wird sie bis zum Augenblick ihres Weggehens fortschwatzen; da aber die Herrschaft des Hauses keine Lust in sich fühlt, ihr immerwährend zuzuhören, so überläßt man ihr gewöhnlich eine Ecke und eine Person, deren Ohren zum Opfer bestimmt sind.

Außer diesem Ehepaar gibt es ein Fräulein Troussard und mehrere kleine Troussards. Fräulein Therese, welche ihre Mutter nur Theresinette oder The-

resina nennt, ist ein Mädchen von achtzehn Jahren, mit einem runden Gesicht, frischen, rothen Wangen, eine Brünette mit lebhaftem Auge, blühender Gesichtsfarbe, lachlustig, fröhlich, ohne viele Umstände zu machen, die Nichts von den lächerlichen Ansprüchen ihrer Eltern geerbt hat. Fräulein Therese hat kein ausgezeichnet schönes Gesicht, aber sie ist niedlich, angenehm und es kann ihr an Anbetern und Freiern nicht fehlen. Ihr einziger Fehler ist: unbarmherzig falsch und besonders oft zu singen; allein ihre Mutter findet, daß ihre Tochter eine köstliche Stimme habe und meint, daß man sie nie genug hören könne.

Die kleinen Troussards brauche ich euch nicht näher zu bezeichnen; ich sage bloß, daß es deren drei sind von fünf bis neun Jahren, daß sie immer in einem Bett miteinander schlafen und zu Hause immer essen wollen.

Außer diesen sind noch mehrere andere Personen gegenwärtig, welche wir wahrscheinlich vergessen haben, die wir aber später bei Herrn von Melleval treffen werden.

Treten wir jetzt, Abends, einige Augenblicke vor der Ankunft Arthurs und seines Freundes Minot, in das Gesellschaftszimmer des Obersten.

Drittes Kapitel.

Eine Abendgesellschaft bei Herrn von Melleval.

„Ich habe heute mehr als fünf Stunden gemacht ... ich bin in Montgeron gewesen, bin zurückgelaufen, habe einen Umweg gemacht, um ein Landgut zu besehen, von dem man mir gesprochen hatte... o ja! ich habe gut sechs Stunden gemacht und denke gar nicht daran, bin nicht im Geringsten müde.“

Herr Dugrandet sitzt auf einem Divan und plaudert mit dem Obersten. Der Capitän Gervillier steht aufrecht vor ihnen; ein wenig entfernter, in einer Ecke des Zimmers, sprach Madame Troussard mit Herrn von Vieussec, welchen man ihr beinahe immer als Opfer überließ; aber da der alte Präsident fast taub war, so litt er weniger als ein Anderer von der übermäßigen Schwatzhaftigkeit der Madame Troussard.

Caroline plauderte, während sie immerfort stickte, mit der großen Ophelia, die ein Buch in der Hand hielt, aber nicht las. Die niedliche Therese stand am Piano und unterhielt sich damit, die Musikalien zu mustern. Madame Dugrandet machte ein Spiel mit Herrn Troussard, dessen Söhne sich da und dort zerstreut im Salon zu schlafen erlaubten.

„Ich bin kein großer Fußgänger mehr,“ sagte der Oberst, sich zu dem Capitän wendend, „wahrscheinlich weil ich früher so viel gehen mußte... ah! der Kaiser ließ uns nicht viele Zeit zum Ausruhen... nicht wahr, Gervillier?“

„Gewiß, mein Oberst, er ließ uns oft starke Märsche machen, aber man beklagte sich nicht darüber.“

„Weil man bei ihm immer sicher war, am Ende des Weges den Ruhm zu finden.“

„Das ist vollkommen wahr, Oberst.“

„Aber, Capitän, warum bleiben Sie denn immer vor uns stehen und setzen sich nicht?“

Der Capitän verbeugt sich ehrerbietig und nimmt einen Stuhl, indem er sagte:

„Ich setze mich, Oberst.“

„Noch einmal verloren!“ schreit Herr Troussard; „Madame läßt mich immer in dem Augenblick fallen, wo ich zu steigen hoffte. Ich habe kein einziges Imperial in der Parthie nehmen können.“

„Papa, Du bist nie sehr stark in diesem Spiel, Du gewinnst nie!... Ah! ‚am Tajoflusse‘... welch' eine alte Romanze! man wiegte mich damit ein.“

„Sie ist sehr schön,“ sagte Caroline.

„O ja, aber ich liebe mehr das Neue... tra la la la!“

„Lauter, meine Tochter,“ sagte Madame Troussard, ohne mit dem alten Herrn, den man ihr überlassen, aufzuhören zu plaudern.

„Aber, Mama, ich singe ja nicht; ich betrachte ja nur die Noten von Fräulein von Melleval.“

„Ah!, das ist ein Unterschied; ich glaubte, weil Du stets die üble Gewohnheit hast, leise zu singen... man hört Dich nicht gut.“

„Mir scheint, man höre sie viel zu sehr,“ sag

Fräulein Ophelia, indem sie Caroline mit spöttischer Miene ansieht. „Mein Gott, wie lächerlich diese Familie Troussard ist! Ist das nicht auch Deine Meinung, Caroline?“

„O nein, es sind recht gute Leute, so viel mir scheint.“

„Ah, meine Liebe, wer sagt: gute Leute, sagt: dumme Leute; das ist ganz dasselbe.“

„So meine ich es nicht. Therese ist sehr hübsch und liebenswürdig... sie thut Alles, was man will, lacht immer... ach, das ist ein glücklicher Charakter!“

„Sie lacht... das ist natürlich, sie hat Nichts im Kopfe!... Ha! wenn Du das liebenswürdig nennst! ... Wo ist ihr Verstand? wo sind ihre Gedanken, wenn sie spricht? worauf stützt sie ihr Urtheil? zu welcher Höhe kann sich denn ihre Einbildungskraft erheben?“

„Ach, das habe ich noch nicht untersucht! Ich finde sie fröhlich, gefällig; ist dieß nicht Etwas in Gesellschaft? Aber Du, Ophelia, Du bist schwer zu befriedigen, Du verlangst zu viel.“

„Und ihre Mutter... welch' eine unerträgliche Schwatzbase! Ah, mein Onkel ist sehr glücklich, daß er taub ist; ich wünsche ihm Glück dazu, wenn ich Madame Troussard sich neben ihn setzen sehe... und der Mann, das ist auch ein prächtiger Gesellschafter: er weint, wenn er fünf Sous im Imperial verloren hat.“

„Ah, hier ist eine Arie aus dem Rothkäppchen...

ich werde sie einmal versuchen," sagte Fräulein Therese, auf dem Piano vorspielend.

„Nun will sie wieder singen! Welche schreckliche Sängerin ... man kann nicht ruhig mit einander reden."

„Aber mir scheint, Ophelia, daß wir ganz gut reden können, während Therese singt."

„Wenn diese Stimme mir in die Ohren dringt, beunruhigt sie mich, greift sie mir die Nerven an! ... Ach Gott, sage doch, Caroline, erwartet ihr nicht noch Gesellschaft, junge Leute von Paris?"

Caroline senkt die Augen auf ihre Arbeit und antwortet:

„Ja, ja, das heißt ... ich glaube, der Neffe des Capitäns Gervillier hat meinem Vater und seinem Onkel versprochen, in einigen Tagen zu kommen."

„Ah, Herr Arthur, welcher vor einiger Zeit acht Tage hier war?"

„Ja."

„Er ist ein hübscher Junge, ein Mann von Geschmack, hat elegante Manieren und seine Augen haben ein Feuer, einen Ausdruck, der Einen durchdringt. Er hat mir viele Artigkeiten gesagt, allein ich halte ihn für ein wenig eitel und geckenhaft, ich wünschte mehr Poesie in seinen Reden! ... Und Du, Caroline, was hältst Du von diesem jungen Mann?"

„Ich? was soll ich denn von ihm halten?" antwortet Caroline, welche sehr mit dem Knopf beschäftigt scheint, den sie an ihr wollenes Trumm gemacht hat. „Herr Arthur ist sehr artig, sehr höflich..

Ach, mein Gott! werde ich denn diesen Knopf nicht aufmachen können?"

Fräulein Ophelia murmelt mit einem schweren Seufzer:

„Ach! wie glücklich bist Du, Caroline, nicht die Unruhe, die Leere und die Melancholie zu empfinden, welche seit mehreren Jahren die Blüthe meines Lebens untergraben."

Caroline antwortet Nichts; vielleicht hat sie die Phrase der Fräulein Ophelia gar nicht verstanden, welche auch in der That zu gedehnt gefunden werden könnte.

„Vorgestern," sagte Herr Dugrandet, während er über seine Beine strich, „habe ich mehr als dreißig Bäume in meinem Garten ausgerissen und verpflanzt und das hat mich nicht im Geringsten ermüdet; es gibt Gärtner, die sicher nicht das Gleiche thun würden."

„Und Ihr Neffe, Capitän? Ich glaubte, er werde uns dieser Tage besuchen," sagt Herr von Melleval, ohne dem unermüdlichen Dugrandet zu antworten.

„Ich hoffe, mein Oberst, daß er Ihre ehrenvolle Einladung benutzen und bald die Ehre haben wird, Ihnen seine Pflichten zu Füßen zu legen."

„Was treibt er denn jetzt, da er die militärische Laufbahn verlassen hat?"

„Was er treibt, mein Oberst?... Ich glaube, er treibt Nichts."

„Er hat also Vermögen?"

„Sechs- bis siebentausend Franken Rente."

„Dieß ist nicht genug, um müßig zu leben, wenn man erst sechsundzwanzig Jahre alt ist; die jungen Leute müssen eine Beschäftigung, ein Amt haben, oder irgend eine Kunst ausüben, sonst machen sie dumme Streiche, Schulden und oft große Thorheiten."

„Sie haben recht, mein Oberst."

„Warum sagen Sie denn Ihrem Neffen nicht, daß er Etwas thun soll?"

„Ich würde es ihm gern sagen, Oberst, aber dieß wäre ganz, als ob ich es ihm nicht sagte, denn er pflegt mich nicht anzuhören."

„Ah, zum Henker, das ist ärgerlich."

„Und dann, mein Oberst, sagt Jedermann zu ihm, er sei ein köstlicher Junge; da scheint es mir denn, daß ich Unrecht hätte, nicht auch so zu denken."

„Nun, wirst Du denn Deinen Knopf nicht aufbringen?" fragte Ophelia Carolinen, welche sehr aufgeregt schien und deren niedliche Händchen zitterten und mit der Wolle spielten, während ihr Vater von dem liebenswürdigen jungen Mann sprach.

„Nein, ich bin sehr ungeschickt heute Abend."

Fräulein Therese hatte angefangen zu singen:

„Hübscher Ring, so furchtbar den Schönen!"

da sie aber bei jeder Note eine Roulade anbrachte, sang sie alle Arien völlig falsch. Allein jetzt hört man an dem Gitterthor klingeln und eine allgemeine Bewegung entsteht in dem Salon.

„Es kommt Gesellschaft," sagt Herr von Melleval; „es ist ohne Zweifel Ihr Neffe, Capitän."

„Dieß ist sehr wahrscheinlich, mein Oberst."

„Lauter, meine Tochter, lauter doch!" schreit Madame Troussard, die in dem Feuer der Unterhaltung das Läuten am Gitter nicht gehört hatte; aber Fräulein Therese hat, ohne ihrer Mutter zu antworten, das Klavier bereits verlassen und hüpfte zu Carolinen hin mit den Worten:

„O, desto besser, wenn es junge Leute sind, so werden wir wenigstens tanzen können, denn es ist nicht unterhaltend, stets nur bei Alten zu sein. Herr Dugrandet, der niemals müde wird, wie er sagt, kann doch nicht einmal das kleinste Contretänzchen tanzen, ohne violett zu werden."

Ophelia wirft auf Therese einen ironischen Blick und antwortet:

„Ich mache mir sehr wenig aus dem Tanz, ich."

„Ah! aber ich mache mir sehr viel daraus... und Du, Caroline?"

Caroline antwortet nicht; seitdem man an dem Gitter geklingelt hat, bringt sie ihre Wolle und ihre Nadel nicht mehr auseinander.

Es waren wirklich Arthur und sein Reisegefährte Theophilus Minot, welche bei Herrn von Melleval ankamen; sie zögern nicht, in den Salon zu treten, wo die Gesellschaft versammelt ist.

Arthur stellt seinen Freund dem Obersten mit den Worten vor:

„Ich habe mir erlaubt, Herrn Theophilus Minot mit mir zu bringen, einen jungen Capitalisten, großen Liebhaber des Landes, der Jagd, der Fischerei

und Gärtnerei. Ich hatte ihm ihre reizende Besitzung gerühmt, Herr Oberst, wie auch alle die Annehmlichkeiten, welche man bei Ihnen vereinigt findet, und er hat mich schon längst um die Gunst gebeten, Ihnen vorgestellt zu werden."

„Er lügt wie ein Zahnarzt," sagte Theophilus bei sich, als er die Rede seines Freundes gehört hatte; „ich liebe weder die Jagd, noch den Fischfang, noch die Gärten, und er ist es, der mich mit Gewalt hieherführen wollte. Nun, wenn ich mich nur amüsire."

Herr von Melleval empfängt die jungen Leute sehr freundlich und nöthigt sie, sogleich einige Erfrischungen anzunehmen, bis die Stunde des Souper gekommen sei; denn bei dem Obersten speiste man präcis um vier Uhr zu Mittag und um zehn Uhr zu Nacht. Es war dieß eine Gewohnheit, die er schon lange eingeführt hatte und bei der er sich gut befand; die Leute, die ihn besuchten, hatten die Freiheit, sie nicht zu befolgen, allein fast Alle machten es wie der Oberst.

Die jungen Leute dankten Herrn von Melleval. Arthur klopft dem Capitän auf die Schulter, grüßt Dugrandet, lächelt Theresen zu, verbeugt sich vor Ophelia und nähert sich Carolinen mit den Worten:

„Wird Fräulein von Melleval mir wohl erlauben, ihr meine Huldigungen darzubringen?"

Caroline blickt den jungen Mann schüchtern an und stammelt einige höfliche Worte der Erwiederung, während Arthur, der sich ihr genähert hat, flüsternd hinzufügt:

„Endlich sehe ich Sie wieder!... Ach! wenn Sie wüßten, wie lange mir die Zeit, entfernt von Ihnen, schien! Aber Ihr Bild war immer hier, hier in meinem Herzen."

Da sich Ophelia eben ihrer Freundin nahte, wendet sich Arthur rasch zu ihr und ruft in dem ihm eigenthümlichen leichtfertigen Tone aus:

„Wie beherrscht denn Fräulein Ophelia gegenwärtig die Romane, die Poesie, den Mondschein und den Sonnenaufgang?"

„Den Mondschein!" antwortet das große Fräulein; „ach! wenn ich einige Macht über dieses Gestirn hätte, so würde es fortwährend glänzen und sein süßes Licht unaufhörlich jene phantastischen Bilder wiederstrahlen, welche so lebendige Rührungen erregen."

„Und wie steht's mit der Musik, mein Fräulein?" fragte Arthur Therese; „treiben Sie dieselbe noch immer häufig?"

„Ich treibe sonst fast Nichts, allein ich möchte lieber tanzen. Wird der Herr, den Sie uns mitgebracht haben, nächsten Sonntag auf dem Balle im Dorfe unser Tänzer sein?"

„Er wird darüber entzückt sein... o! mein Freund Theophilus Minot ist ein kostbarer Junge; er weiß sich nützlich zu machen. Zudem hätte ich ihn nicht mitgebracht, wenn ich ihn nicht zu Etwas für gut gehalten hätte."

Dann neigt sich Arthur zu Carolinen und flüstert ihr in's Ohr:

„Während er mit diesen Frauenzimmern plaudert, wird er sie beschäftigen und ich werde mehr Gelegenheit haben, mit Ihnen zu reden; deßhalb habe ich ihn mitgebracht.“

„Der Herr heißt ... wie haben Sie gesagt?“ fragt Ophelia Arthur.

„Theophilus Minot.“

„Theophilus? das ist einmal ein harmonischer Name; aber Minot ... ach! wie kann man auch Minot heißen? Das ist kein Menschenverstand.“

„Sie haben recht und mein Freund hätte dieß seinem Vater bei seiner Taufe sagen sollen; aber wahrscheinlich hat er damals diese Betrachtungen noch nicht angestellt. Nun, Theophilus, was thust Du denn an dem Spieltisch? Komm doch her, um mit den liebenswürdigen Damen Bekanntschaft zu machen, welche diesen Aufenthalt verschönern.“

Herr Theophilus tritt mit stutzerhaftem Gange, sein Möglichstes thuend, um seinem Gesicht einen lieblichen und zugleich pikanten Ausdruck zu geben, näher; sein Bestreben bezweckt aber nur eine sehr häßliche Grimasse, die Fräulein Therese Stoff zum Lachen gab, während Fräulein Ophelia den Neuangekommenen von den Füßen bis zum Kopf betrachtete und ihn durch die Macht ihres Blickes magnetisiren zu wollen schien. Aber der dicke Junge scheint nicht sehr von der Aufmerksamkeit geschmeichelt, mit der ihn das lange Fräulein betrachtet, und er läßt seine Blicke vorzugsweise auf dem runden und fröhlichen Gesicht der Fräulein Troussard ruhen.

„Ich sah, welches Spiel man spielt," sagt endlich Minot, welcher nichts Besseres gefunden hat, um die Unterhaltung zu eröffnen.

„Man spielt Imperial, mein Herr," antwortet Fräulein Therese; „mein Vater spielt mit Madame Dugrandet, der Gemahlin des Herrn, welcher da unten auf dem Divan sitzt. Mein Vater ist übler Laune, weil er verliert... o, das sehe ich Alles gleich."

„Dieß macht Ihrem Scharfblick Ehre, mein Fräulein. Ich bin ein guter Spieler, ich ärgere mich niemals, hauptsächlich wenn ich gewinne, nicht."

„Sie sind sehr spät angekommen, meine Herren," sagt Ophelia, „der Weg muß um diese Stunde köstlich sein."

„Ich gestehe Ihnen, mein Fräulein, daß ich ihn sehr lang gefunden habe; mein Freund hatte einen Nebenweg eingeschlagen."

„O, ich liebe die Nebenwege!" schreit Madame Troussard, indem sie näher tritt, um sich der Unterhaltung der Fräulein anzuschließen, weil Herr von Vieussec ein Unwohlsein benützt hat, um sich zurückzuziehen. „Wovon ist die Rede, meine Damen? was sagte man so eben? erzählte Ihnen der Herr Etwas? o, ich möchte es auch gerne hören! Nun, Theresina, Du singst ja nicht mehr. Warum singst Du denn nicht, meine liebe Freundin? Wenn man eine schöne Stimme hat, so muß man sie üben... außerdem geschieht es hier anspruchslos... o, meine Damen, betrachten Sie einmal meine drei Jungen,

welche dort unten schlafen. O, wie artig sind sie, wenn sie schlafen. Mein Aeltester hat etwas Römisches, etwas Grandioses in seinem Profil... die armen Kleinen, sie bilden eine niedliche Gruppe, wie Liebesgötter!... Da, jetzt verliert mein Mann schon wieder; ich sehe dieß an seinen Lippen, in welche er sich mit aller Macht beißt. Ich, ich liebe das Spiel nicht, ich ziehe vor, einer geistreichen Unterhaltung zuzuhören."

Minot macht große Augen, während Madame Troussard diesen Strom von Worten losläßt, aber Arthur hat ein Mittel gefunden, sich hinter Caroline zu setzen und er kann, ohne daß es bemerkt oder gehört werden könnte, einige Worte mit ihr wechseln.

„Haben Sie seit meiner Abreise auch ein wenig an mich gedacht?... Sie antworten Nichts... Sie wollen mich also sehr unglücklich machen?"

„Nein... aber... ich sollte es Ihnen nicht sagen ... und dann, was liegt Ihnen an meinen Gedanken? Ich glaube, daß Sie sich in Paris wohl wenig der Bewohner von Draveil erinnern werden."

„Ach, mein Fräulein, könnten Sie mich für so schlecht halten? Sagen Ihnen meine Augen nicht Alles, was ich empfinde... die Liebe, welche ich für Sie fühle?"

„Nun, Herr Arthur, was gibt es Neues in Paris?" fragt der Oberst, indem er sich an den Neffen des Capitäns wandte.

Arthur dreht sich schnell um, um nicht den An-

schein zu haben, mit Carolinen leise zu sprechen und antwortet:

„Nichts, das ich wüßte und das verdiente, Ihnen erzählt zu werden, Oberst.“

„Fand nicht eine Wette zwischen zwei berühmten Läufern statt?“ fragte Herr Dugrandet.

„Ah doch: es war ein Engländer, der gegen einen Belgier wettete. Es handelte sich darum, zweimal das Marsfeld zu umlaufen; der Engländer hat gewonnen.“

„Es ärgert mich, nicht dabei gewesen zu sein,“ versetzt der alte Banquier; „ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht, ihnen zu folgen, wenn auch nur von Weitem. Ich behaupte nicht, daß ich eben so schnell gewesen wäre als sie; doch laufe ich recht gut.“

„Sie hätten ein Schnellläufer werden sollen, mein Herr,“ sagt Madame Dugrandet lachend.

„Wieder verloren! ich spiele nicht mehr!“ schreit Herr Troussard und steht auf.

„Capitän, spielen Sie doch die Parthie mit Madame Dugrandet,“ sagte der Oberst, sich an den alten Kriegsmann wendend, und der Capitän, dem das Kartenspiel verhaßt ist, beeilt sich, aufzustehen und sagt:

„Mit dem größten Vergnügen, mein Oberst.“

Arthur, der sieht, daß man sich nicht mehr mit ihm beschäftigt, nähert sich Carolinen und sagt ihr ganz leise:

„Gehen Sie morgen früh nicht im Garten spazieren? neben dem kleinen Wäldchen?“

„Ja, ich gehe fast jeden Morgen spazieren und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich es auch morgen thue, wenn schönes Wetter ist.“

„Ja, aber Sie haben stets Ihre Begleiterin bei sich: diese Marianne verläßt Sie nicht, dieß ist unerträglich!... Vor einem Dritten kann man sich nicht Alles sagen, was man denkt.“

„Marianne liebt mich so sehr; es ist natürlich, daß sie stets bei mir ist. O! Marianne ist sehr gut und niemals möchte sie mich in Kummer oder seufzen sehen.“

„Kummer! Sollten Sie Kummer haben? Ach! wenn ich die Ursache davon wüßte, wenn ich glauben könnte, daß Ihre Seufzer...“

Die Annäherung des Obersten verhindert Arthur, seine Phrase zu beenden; Herr von Melleval wendet sich an Caroline mit den Worten:

„Nun, wollen wir diesen Abend nicht ein wenig musiciren?“

„O ja, mein Vater; ich werde Alles thun, was Sie wünschen.“

„Ach ja,“ schreit Madame Troussard, „es lebe die Musik, es lebe der Gesang! Dieß wiederhole ich unaufhörlich Theresinetten. Meine Tochter, Du hast eine kostbare Stimme; aber man muß sie pflegen... ah, Oberst, betrachten Sie doch meine drei Jungen, ... wie hübsch sie sind... wie tief sie schlafen!“

„Aber mir scheint, daß dieß ihre Gewohnheit in Gesellschaft ist,“ antwortet der Oberst.

„Ja, ich habe sie an das gewöhnt. Ich denke, es ist besser, als wenn sie Lärm machen würden.“

„Wie viel Bouteillen hat man heute am Tisch gebraucht?“ fragt Herr Troussard seine Frau leise.

„Wie viel Bouteillen? Ach, ich weiß es nicht! Sie langweilen mich mit Ihren Bouteillen! Was geht mich Ihr Keller an?“

„Weil ich nämlich drei heraufgeholt und nur noch eine in dem Korb gesehen habe; man kann doch nicht zwei geöffnet haben.“

„Ach, mein Gott, mein Herr, Sie wählen die Zeit gut, mir von Ihren Bouteillen vorzuschwatzen. Gehen Sie in Ihren Keller, wenn es Ihnen gefällt, und bleiben Sie den ganzen Tag darin, schlafen Sie sogar dort, ich versichere Sie, daß ich Nichts dagegen haben werde.“

Herr Troussard verläßt seine Gemahlin, indem er murmelt:

„Gewiß werde ich in meinen Keller gehen, wenn wir heimgekehrt sein werden; ich will nicht, daß mir meine Dienerschaft meinen Wein stiehlt.“

Unterdessen waren die Mädchen zum Klavier getreten; Caroline spielt vor und Therese mustert die Noten, indem sie ausruft:

„Ach, Fräulein Caroline, Sie werden mich begleiten, nicht wahr?“

„Sehr gerne,“ antwortete die Tochter des Obersten, während Theophilus sich ihr näherte und sie zu ihm sagte:

„Sind Sie musikalisch, mein Herr?“

„Ja, mein Herr, das heißt: ich verstehe die Musik nicht, aber ich singe sehr gern."

„Sie kennen wenigstens doch die Noten?"

„Ja, mein Herr, das heißt: ich kenne die Noten nicht, aber ich sehe gut, wenn es hinauf oder hinunter geht, und dieß ist mir hinreichend."

„Gerade wie ich," sagte Madame Troussard, „ich habe niemals Musik gelernt und habe doch das feinste Ohr, das man finden kann... ein falscher Ton macht mich beben."

„Dann müßte sie einen Nervenanfall bekommen, wenn sie selbst singt," sagte Ophelia zu Arthur, welcher neben ihr steht; aber der glänzende junge Mann antwortet ihr nicht: er ist ganz mit Carolinen beschäftigt und folgt allen Bewegungen des reizenden Kindes, welche, vor einem Spiegel, der hinter dem Klavier befindlich ist, sitzend, stets die Augen Arthurs darin sehen kann, wie sie unaufhörlich die ihrigen suchen.

Therese wartete nicht, bis man sie bitten würde, zu singen: sie schreit die Arie aus dem Rothkäppchen, wobei die Gesellschaft mit jener Artigkeit und Aufmerksamkeit zuhört, welche man in guter Gesellschaft selbst für die Leute, die uns langweilen, immer findet. In den Momenten, wo die Stimme der jungen Sängerin die Ohren der Zuhörer am unangenehmsten berührt, sagt ihre Mutter:

„Höher, meine Tochter, höher doch... laß doch Deiner Stimme den Lauf."

„Nun, mein Gott, was will sie denn mehr?

sagte Ophelia zu Dugrandet. Dieser, welcher neben dem Klavier steht, begnügt sich, ein kleines zustimmendes Lächeln zu zeigen und sagt:

„Wenn morgen schönes Wetter ist, so werde ich vor dem Frühstück zwei Meilen laufen.“

Therese hat ihre Arie beendigt und Minot ruft begeistert aus:

„Meiner Treu! eine solche Stimme habe ich noch nie gehört; es ist ganz betäubend.“

„Nicht wahr, mein Herr?“ sagte die Mama, welche von dem Effect, den ihre Tochter hervorbrachte, ganz entzückt schien, während Herr Troussard sich in eine Ecke des Salons gesetzt hat, wo er vor sich hin spricht:

„Ich hatte noch hundertzweiundvierzig Flaschen in dem Haufen rechts und zweihunderteinundzwanzig auf dem Haufen links; ich werde sie vor dem Schlafengehen nachzählen.“

Nach der Arie aus dem Rothkäppchen singt Caroline eine einfache Romanze. Ihre Stimme hat keinen bedeutenden Umfang, allein sie ist sanft, biegsam, ausdrucksvoll und immer rein. Für die Ohren, welche so eben Fräulein Troussard singen gehört haben, ist dieß wie ein linderndes Oel, welches man auf Wunden, welche mit Weinessig verbunden sind, träufelt; man athmet wieder, man kommt wieder in's rechte Geleis, während man Carolinen zuhört; es ist die Windstille nach dem Sturme.

Arthur singt ebenfalls eine Romanze; er setzt viel Geschmack und Ausdruck darein, denn die Romanze

spricht nothwendig von Liebe. Fräulein Ophelia weigert sich, sich hören zu lassen; seit einiger Zeit singt sie nicht mehr. Dann beginnt auch Theophilus, der sich gerühmt hat, sehr stark zu singen, zwei Arien aus Opern, von denen er sich aber nur einige Reihen erinnern kann; er besinnt sich schon auf eine dritte, kann sich aber zum Glück für die Gesellschaft derselben auch nicht mehr erinnern, als die Uhr auf dem Kamin zehn Uhr schlägt. Fast in demselben Augenblick öffnet sich die Thüre des Salons und ein Diener meldet, daß aufgetragen sei.

„Wie, schon zehn Uhr?“ sagt Madame Dugrandet, „wir müssen gehen, mein Freund.“

„Meiner Treu! ich glaubte nicht, daß es so spät wäre,“ antwortet der alte Banquier, „ich bin durchaus nicht ermüdet.“

„Das glaube ich wohl, Du hast den ganzen Abend auf dem Divan sitzend zugebracht.“

„Wir müssen auch heimkehren,“ sagt Frau Troussard; „die lieben Kleinen schlafen... wir sind diesen Abend lange geblieben; wenn man aber spricht und singt, so vergeht die Zeit sehr schnell.“

„Ich hoffe, daß Sie mich noch nicht verlassen werden,“ sagte der Oberst, „sondern mit mir zu Nacht speisen. Was drängt Sie so sehr, nach Hause zu kommen? Der Weg ist es nicht, Sie brauchen bloß zwei Schritte, auch werden Sie keine Furcht haben, auf dem Wege angegriffen zu werden, denn es gibt keine Räuber in diesem Gebiete. Außerdem werde ich falls Sie Furcht haben, Sie mit dem Capitän nac

Hause begleiten. Kommen Sie also zum Abendessen, wir haben zwei neue Gäste; man muß ihren Willkomm mit einer Flasche Champagner feiern."

„Ich bin immer meinem Oberst zu Befehl," sagte der alte Capitän, entzückt, die Imperialparthie zu verlassen.

„Aber Sie wissen wohl, daß wir nicht die Gewohnheit haben, Abends zu speisen," sagte Madame Dugrandet, sich zierend; „es bekommt mir nicht gut, wenn ich Abends Etwas esse."

„Nun, dann werden Sie uns zusehen, aber mit uns plaudern. Was mich betrifft, so finde ich, daß das Abendessen eine jener alten Gewohnheiten unserer Väter ist, welche man sehr unrecht hat, aufzugeben; besonders auf dem Lande, wo man immer Zeit genug hat, wünsche ich mir Glück, diese Gewohnheit angenommen zu haben."

„Meiner Treu! Herr von Melleval ist zu artig, als daß es möglich wäre, nicht zu bleiben," sagt Herr Troussard, welchem die Ankündigung des Abendessens seine gute Laune schon wiedergegeben hat. „Ich nehme es an, ich gehe noch nicht."

„Nun, Theresinette, weil Dein Vater es will, so lege Deine Musikrolle wieder da hin, Du wirst sie später wieder nehmen."

Herr und Madame Dugrandet willigen ebenfalls ein, beim Abendessen zu bleiben.

Was den Capitän betrifft, so wohnte dieser bei dem Obersten, wie auch Herr von Vieussec und seine Nichte Ophelia; allein der alte Präsident zog sich

immer sehr frühe in sein Zimmer zurück und wohnte dem Abendessen niemals bei.

Die ganze Gesellschaft verfügt sich in den Speisesaal. Arthur hat sich neben Caroline an den Tisch gesetzt und Herr Theophilus Minot setzt sich neben die muthwillige Therese. Als die ganze Gesellschaft ihre Plätze eingenommen hat, ruft Madame Toussard aus:

„Ach, mein Gott! ich vergesse ja meine drei Jungen."

„Da sie schlafen," sagte Herr von Melleval, „so scheint mir, daß es eben so gut wäre, sie nicht zu stören."

„O nein, Herr Oberst; man wird sie ja jedenfalls aufwecken müssen, um sie nach Hause zu bringen, und wenn sie wissen, daß wir ohne sie zu Abend gespeist haben, so würden sie ein schönes Geschrei erheben. Ich werde sie suchen, die lieben Herzchen."

Madame Troussard verläßt den Speisesaal und kommt bald mit ihren drei Jungen zurück, von denen der Eine gähnt, der Andere sich die Augen reibt und der Jüngste weint, weil man ihn aufgeweckt hat. Allein der Anblick der Tafel trocknet die Thränen und erweckt diese Herren schnell. Man setzt alle Drei neben ihren Vater und bekümmert sich nicht mehr um sie.

Das Abendessen geht sehr gut vorüber. Der Oberst achtet genau darauf, daß seinen Gästen Nichts fehle, und es macht ihm ein besonderes Vergnügen, wenn man keine der Speisen, welche man vorlegt,

verweigert. Um seinem ehemaligen Obern angenehm zu sein, hätte sich der alte Capitän lieber eine Unverdaulichkeit zugezogen, als Etwas nicht anzunehmen, und er hatte unaufhörlich das Auge auf der Lauer, um zu sehen, ob er seinen Nachbarn einschenken und anbieten solle.

Fräulein Ophelia aß beinahe Nichts; ihr Körper hätte sich eben so gern als ihr Geist nur mit dunstigen und geistigen Speisen nähren mögen.

Madame Dugrandet, welcher es Uebelsein verursachte, Abends zu essen, erwies jedoch Allem, was auf dem Tische war, Ehre. Herr Theophilus beschäftigte sich viel mit sich selbst und seiner hübschen Nachbarin; allein Derjenige, welcher am zufriedensten zu sein schien, war Herr Troussard. Von Allem annehmend, viel trinkend, sprach er kein Wort beim Beginne einer Mahlzeit; erst wenn er sich nach und nach immer mehr belebte, wurde er lustig, plauderte und sang viel. Jedes Mal, wenn er sein Glas erhob, sang er, kurz, er war nicht mehr derselbe und einige volle Gläser reichten hin, diese Veränderung hervorzubringen.

Zwei Personen aßen sehr wenig und sprachen fast Nichts; man erräth, daß es Caroline und Arthur sind. Die Erste war ganz mit dem Gefühl beschäftigt, welches in ihrem Herzen entstanden war, und der Andere, seinen Sieg errathend, suchte nur die Herrschaft, welche er schon über ein junges Herz erhalten hatte, zu vergrößern.

Während er seiner Nachbarin alle möglichen Auf-

merksamkeiten bewies, wollte Theophilus den Liebenswürdigen spielen und in der Unterhaltung glänzen; allein wenn er eine Geschichte oder eine Begebenheit zu erzählen anfing, so ging es ihm wie mit seinen Gesangstücken: er konnte sich nicht mehr auf das Ende besinnen. Dann sagte Fräulein Ophelia, welche schon erzürnt war, weil der dicke Junge die Macht ihrer Blicke nicht ausgehalten hatte, mit spöttischem Tone:

„Der Herr wird uns die Fortsetzung wahrscheinlich ein anderes Mal erzählen.“

Am Ende des Abendessens sagt Herr Troussard, welchen ein Glas Champagner ganz lustig gemacht hat, zu der Gesellschaft:

„Ha! ja, wir sind heute Abend sehr lustig, das ist sehr gut; aber morgen müssen wir wieder zusammenkommen. Ich habe ausgezeichnete Weine in meinem Keller... ich werde Sie dieselben versuchen lassen. Morgen müssen Sie bei mir speisen... Sie, Herr von Melleval, und Ihre Gäste, Herr und Madame Dugrandet; ich erwarte Sie Alle morgen zum Mittagessen ... dieß ist ausgemacht, nicht wahr?“

„Wir werden sehen,“ antwortet Madame Dugrandet lächelnd, „ich glaube nicht, daß wir können.“

„Sie weiß, was die Einladungen des Herrn Troussard werth sind,“ sagte Fräulein Ophelia zu dem alten Capitän, „allein man kann es annehmen, ohne sich in Verlegenheit zu bringen; morgen wird er es schon absagen lassen.“

„Sie glauben?“ antwortet der Capitän, inden er den Obersten ansieht, um zu beobachten, ob de

Augenblick gekommen sei, seinen Nachbarn einzuschenken.

„O, ich erwarte Sie Alle morgen! Das ist abgemacht, das ist fertig," sagt Herr Troussard. „Auf die Gesundheit unseres Wirthes! Köstlicher Champagner! Flon, flon, flon, lariradondaine! Lustig, lustig, lustig, lariradondon!"

„Nun, mein Herr, was singen Sie uns da?" sagt Madame Troussard, indem sie ihren Mann ansah. „Dieß sind keine Arien für Damen . . . ach! meine Kleinen sind auf ihren Tellern wieder eingeschlafen: das beweist, daß sie keinen Hunger mehr haben. Wir müssen heimgehen, es ist hohe Zeit, scheint es mir."

Herr von Melleval steht auf; die ganze Gesellschaft thut dasselbe.

Herr und Madame Dugrandet nehmen Abschied, und der alte Banquier, stets wiederholend, daß er niemals müde werde, scheint viele Anstrengung nöthig zu haben, seine Beine in Bewegung zu setzen. Madame Troussard hat ihre Söhne wieder aufgeweckt, welche sich brummend und weinend zu gehen anschicken. Alle Nachbarn entfernen sich und die Gäste des Obersten ziehen sich in ihre Zimmer zurück.

Theophilus Minot wurde ein Zimmer angewiesen, welches neben dem Arthurs war.

„Nun, was hältst Du von den Bewohnern dieses Hauses und der Gesellschaft, welche Du hier gesehen hast?" fragt Arthur seinen Freund, als sie in ihren Zimmern angelangt sind.

„Die Bewohner... nicht übel. Dieser Herr von Melleval hat ein wenig ein strenges Aussehen, aber er ist ein sehr angenehmer Wirth.“

„Und seine Tochter... welch' ein Engel!“

„Seine Tochter... ja, sie ist hübsch; aber ich ziehe das Fräulein, welches sang, vor: Mademoiselle Theresinette... dieß ist ein lebhaftes, hübsches Gesicht!“

„Welche Lästerung! Eine solche plumpe, gemeine Schönheit einem edlen, anmuthigen und lieblichen Gesichte vorzuziehen!“

„Wie Du willst! Ich ziehe die Andere vor; Jeder hat seinen Geschmack. Und die schöne Stimme... Gott! wie das in einem Salon tönt... gewiß werde ich von der hübschen Brünette träumen.“

„Und ich, ich werde von der reizenden Blondine träumen. Du bist ein Narr, Theophilus, diese plumpe Therese mit ihr zu vergleichen.“

„Ach, laß mich zufrieden, ich bitte Dich! Erstens liebe ich die üppigen Formen... man weiß da wenigstens, mit wem man es zu thun hat... es scheint mir, ich kann thun, was ich will... gute Nacht, Arthur, ich gehe in's Bett; ich werde mir eine große Arie auf morgen in's Gedächtniß zurückrufen.“

Theophilus geht in sein Zimmer und Arthur legt sich zu Bette, indem er bei sich selbst sagt:

„Morgen früh, bei Sonnenaufgang, werde ich in dem kleinen Wäldchen am Ende des Gartens sein ... o, gewiß, sie wird kommen!“

Viertes Kapitel.

Gefahren der Morgenspaziergänge.

Die gute Marianne war in Carolinens Zimmer, als diese, nachdem sie ihrem Vater gute Nacht gesagt hatte, dahin kam. In den Zügen des jungen Mädchens lag Etwas, das die Unruhe ihres Herzens errathen ließ, und Marianne, welche ihr liebes Kind so gut kannte, bemerkte es sogleich.

„Es gibt also Neues hier?" sagte sie, während Caroline sich anschickte, ihr Nachtkleid anzuziehen.

„Neues, meine gute Marianne? Du willst sagen: Gesellschaft... ja, diesen Abend ist Herr Arthur, der Neffe des Capitäns Gervillier, mit einem seiner Freunde, einem dicken, jungen Mann, welcher eine sonderbare Figur hat, hier angekommen."

„Ist es die Ankunft dieser jungen Herren, welche Sie so sehr bewegt, mein Kind? Denn Sie haben Etwas... Sie sind nicht so heiter wie gewöhnlich."

„Nein, meine Liebe, ich habe Nichts... ich versichere Dich, daß Du Dich täuschest."

„Hat Sie Ihr Vater gezankt? Hat man Sie diesen Abend erzürnt? O! ich will durchaus nicht, daß man meinem Kinde den mindesten Kummer mache."

„Ich habe keinen Kummer, Marianne. Niemand, ich glaube es wenigstens, wollte mir hier Kummer machen."

Mit diesen Worten faßt das junge Mädchen Mariannen bei der Hand, welche sie zärtlich in der ihrigen drückt, wie um sie von der Wahrheit ihrer

Worte zu überzeugen; aber dieß bringt die entgegengesetzte Wirkung hervor, denn in ihrer Stimme, in ihrem Blick, sogar in ihrem Händedruck lag etwas Schmermüthiges, welches die glückliche Ruhe, welche Caroline heucheln wollte, Lügen strafte. Aber ein Mutterherz täuscht sich selten und Marianne war eine Mutter für diese, welche seit so langer Zeit nur sie zur Vertrauten hatte; sie blickte Carolinen traurig an, schüttelte den Kopf und murmelte:

„Sie können sagen, was Sie wollen: Sie haben Etwas, mein Kind, und nicht erst diesen Abend bemerke ich es; aber Sie haben nicht mehr so viel Vertrauen zu mir, scheint es mir! Es wäre übrigens nicht recht, vor Ihrer armen Marianne Geheimnisse zu haben.“

„Ich habe ja keine... ich habe ja keine, meine Gute!“ ruft Caroline, sich zum Lächeln zwingend, aus.

„Ach, Sie sagen Ihre Gedanken lieber Ihrer Freundin Fräulein Ophelia, welche immer so spricht, daß man sie nicht verstehen kann. Eine dumme Art, liebenswürdig zu sein! Es macht diese Dame aber nicht fett, wie es scheint. Ach, ahmen Sie dieselbe nicht nach, mein Kind. Sie sprechen so gut, Alles, was Sie sagen, ist so natürlich, so leicht zu verstehen; Sie suchen Ihre Worte nicht in den Sternen, in den Wolken... dieß ist viel besser, denn wir sind ja keine Bewohner der Wolken, wir.“

„Sei ruhig, meine Liebe, ich werde immer dieselbe sein und werde Dich immer lieben.“

„Nun, das ist schön gesprochen! Darin liegt mehr Verstand als in allen Reden des Fräulein von Vieussec."

„Gute Nacht, Marianne, gehe jetzt zu Bette."

„Sie bedürfen Nichts mehr?"

„Nein, ich danke."

„Ah, werden Sie frühe aufstehen? Wollen wir vor dem Frühstück einen Morgenspaziergang machen?"

Caroline zögert mit der Antwort; ihre Wangen bedecken sich mit einer leichten Röthe, dann stottert sie:

„Morgen? ... Ich weiß nicht, ob wir Zeit haben werden, wir haben so viele Gesellschaft im Hause."

„Das ist richtig. Man wird ohne Zweifel den Tag über spazieren gehen; man muß sich nicht vorher ermüden, mein Kind. Gute Nacht, schlafen Sie wohl!"

Marianne zieht sich in ihr Zimmer zurück, welches ganz nahe an dem Carolinens liegt.

Als Caroline allein ist, bleibt sie lange Zeit in Nachdenken vertieft; sie ist traurig und zürnt mit sich selbst, daß sie gegen Marianne nicht aufrichtig gewesen ist. Warum wagt sie nicht, ihr das Geheimniß, welches dieselbe von ihr verlangt, anzuvertrauen? Warum hat sie ihr noch nicht gesagt, daß Arthur mit ihr von Liebe spricht und seine Worte in ihre bis dahin so ruhige und glückliche Seele Unruhe gebracht haben?

Sollte Caroline errathen, daß diese Liebe ein Fehler wäre? Oder ist es denn eine Sünde, eine Liebe zu erwiedern, die man einflößt? Hat ihr Arthur nicht hundert Mal geschworen, sie sein ganzes Leben lang zu lieben? und verdient er nicht geliebt zu werden, da ihn alle Frauen liebenswürdig finden?

Solche Betrachtungen kreuzen sich in diesem siebenzehn Jahre alten Köpfchen. Dieß ist nicht das Alter der Vernunft. Kann man viel Vernunft von Menschen verlangen, welche das Leben erst anfangen? Wie viele Leute beschließen ihr Leben, ohne nur auf einen Augenblick genug gehabt zu haben!

Caroline geht zu Bette; allein vergebens sucht sie den Schlaf; das Bild Arthurs verfolgt sie und der Gedanke an die Zusammenkunft morgen Frühe läßt ihr wenig Ruhe. Die erste Liebe läßt Einen wenig schlafen. Die Leidenschaften ermüden gänzlich den Verstand, die Seele und den Körper.

Die Nacht ist verflossen. Schon dringt der Tag durch die Läden in Carolinens Zimmer. Schon lassen sich die Vögel hören, welche in einem Garten, wo man niemals jagt, so glücklich, so fröhlich sind und ohne Furcht denen nahe kommen, welche ihnen Nichts zu Leide thun. Caroline horcht, blickt durch die Läden. Das Wetter ist schön, aber mitten im Sommer ist die Zeit auf dem Lande die schönste, wo die Sonne sich nur schwach und sanft zeigt. Caroline bewundert die Blumen der Terrassen; niemals hat sie so sehr gewünscht, ihren Duft einzuathmen. Sie kleidet sich an, während sie immer zu sich selbst sagt: „Ich kann wohl in den Garten hinab und vor dem Hause spazieren gehen ... ich werde nicht weiter gehen ... ich will nicht mit Herrn Arthur zusammentreffen, aber das Wetter ist zu schön, als daß ich nicht die Morgenluft genießen sollte.“

Und nach einem Augenblick war Caroline im Garten und als sie an Mariannens Thür vorbeikam,

war sie ganz leise gelaufen, aus Furcht, Geräusch zu machen, denn dieselbe wäre aufgestanden und hätte sie begleiten wollen; aber dieß wäre dem jungen Mädchen nicht angenehm gewesen: wahrscheinlich hätte ihre Gesellschaft sie verhindert, eben so gut den Duft der Blumen einzuathmen.

Es ist also wahr, daß man sich selbst belügt, wenn man Etwas thut, von dem man fühlt, daß es unrecht ist, bis man alle Scham, alle Unschuld verloren hat und dahin gekommen ist, daß man über Nichts mehr erröthen kann. Es gibt Leute, welche sehr schnell zu diesem Grade gelangen.

Nachdem Caroline einige Augenblicke nur um die Blumenbeete herumgegangen ist, macht sie unwillkürlich einige Schritte mehr. Bald stößt sie einen kleinen Schrei aus: Arthur kommt hinter einer Hecke hervor und eilt auf sie zu.

„Da sind Sie endlich, reizende Caroline,“ sagt der junge Mann, indem er sich einer Hand des jungen Mädchens bemächtigt, welche zugleich vor Vergnügen und Furcht zittert. „Schon lange erwarte ich Sie da unten bei dem Wäldchen.“

„Da unten? . . . ich ging ja nicht dahin . . . ich war nur herabgekommen, um meine Blumen zu sehen.“

„Ach, ich verstehe, mein Fräulein, daß heißt, Sie vermieden mich, Sie wünschten nicht, mir zu begegnen.“

„Ich vermied Sie nicht, allein mir scheint, daß ich Sie nicht suchen darf.“

„Ach, mein Fräulein, erwiedern Sie so diese aufrichtige Liebe, die Sie mir eingeflößt haben!"

„Sie lieben mich, Herr Arthur, Sie sagen es mir und ich habe Ihnen geglaubt. Aber es scheint mir, daß unsere Liebe kein Geheimniß zu sein brauche. Verbirgt man denn Etwas, das nichts Verbrecherisches hat? Warum sprechen Sie nicht mit meinem Vater von Ihrer Liebe? Man wird es ihm ja doch sagen müssen."

„Ja, ja, ohne Zweifel, aber der Augenblick ist noch nicht da. Herr von Melleval kennt mich erst seit kurzer Zeit; ehe ich ihm meine Gefühle für Sie mittheile, will ich seine Freundschaft gewinnen. Wenn ich anders handelte, so würde ich Gefahr laufen, ihm zu mißfallen; ich dürfte vielleicht nicht so oft hieherkommen ... Sie weniger sehen! ... Ach, Caroline, ich wäre zu sehr zu beklagen! Glauben Sie mir, wir wollen unser Glück genießen ... das Geheimniß fügt einen neuen Reiz zur Liebe bei; berauben Sie mich dieser süßen Zusammenkünfte, wo ich Ihnen den Schwur wiederholen kann, niemals eine Andere als Sie zu lieben, nicht."

Wenn man geliebt wird, ist man sehr beredt, und der verführerische Arthur hatte Carolinens Herz zu fesseln gewußt. Aber diese reine Liebe, um welche ihn so Viele beneidet hätten, genügte ihm nicht; Arthur wollte einen vollständigeren Triumph und deßhalb wünschte er die Zusammenkünfte bei dem Wäldchen, wo das junge liebende und vertrauende Mädchen sich von dem hinführen ließ, welchen

sie schon in der Zukunft als ihren Gemahl betrachtete.

Die beiden Liebenden gingen seit einiger Zeit spazieren. Arthur wollte sich stets in einer Laube oder hinter Hagebuchenstauden niedersetzen; Caroline fand aber, daß man eben so gut während dem Spazierengehen von Liebe sprechen könne, und Arthur, welcher die Scham des Mädchens zu verletzen fürchtete, begnügte sich damit, ihre Hand zu küssen, sie mit dem Arm zu umschlingen und von Zeit zu Zeit das Mädchen an sein Herz zu drücken, welches seinen Schwüren traute und vor Freude über seine zärtlichen Worte lächelte.

Plötzlich erscheint beim Umbiegen an einer Allee ein Mann vor den Blicken der beiden Liebenden. Arthur fährt zurück ... wenn es der Oberst wäre! Sein Gewissen sagt ihm, daß Carolinens Vater das Recht hätte, diesen Spaziergang in dem Wäldchen übel zu finden.

Aber schon hat ein Ausruf Arthur beruhigt: es ist Theophilus Minot, der vor das verliebte Paar tritt. Caroline erröthet und fühlt sich verlegen, während der dicke Junge ausruft:

„Ei! schon auf dem Spaziergang? Gerade wie ich! Mein Fräulein, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen. Haben Sie gut geschlafen?“

„Sehr gut, mein Herr, ich danke Ihnen.“

„Ich habe auch sehr gut geschlafen, bin aber sehr früh aufgewacht, weil, wenn man gewohnt ist, vielen Lärm zu hören und man keinen hört, das Einen

aufweckt; dieß ist die Wirkung, welche das Land auf mich hervorbringt."

„Was willst Du denn so frühe hier thun?" fragte Arthur seinen Freund mit einer Miene, welche ausdrückt: „Dummkopf, Du hattest nöthig, hieher zu kommen!"

„Was ich thun will?" antwortet Minot; „ich will mich auf die Arie aus ‚Joseph' besinnen ... Du weißt, die schöne Arie:

„Vergeblich sucht Pharao in seiner Erkenntlichkeit..."

„Aber, mein Herr," sagte Caroline, „diese Mühe war überflüssig: wir haben diese Arie, sie ist oben."

„Mein Fräulein, wenn sie auch hier ist, so wird mir dieses Nichts helfen, wenn ich sie vergessen habe ... da ich nicht musikalisch bin, so singe ich nur, was ich ganz behalten habe ... man kann mir nicht alle Stellen einblasen und ich hätte die Noten gut angesehen, ich würde Nichts darin sehen! ... Ach ja, doch! ich sehe, wenn es hinauf- oder hinuntergeht."

„Ungeschickter, was bringt Dich denn zu uns, wenn ich mit diesem reizenden Mädchen allein bin?" sagte Arthur ganz leise zu Theophilus, „merkst Du denn nicht, daß Du hier überflüssig bist?"

„Ich will mich auf die Arie aus Joseph ein wenig weiter entfernt besinnen," sagte Minot, indem er weggehen wollte; aber in diesem Augenblick hört man die Stimme Fräuleins Opheliens und des alten Capitäns; Arthur hält seinen Freund schnell an seinem Rockschoß zurück, indem er murmelte:

„Wo willst Du hingehen? jetzt mußt Du bleiben."

Und Theophilus bleibt und sagt:

„Ich soll bleiben . . . ich soll gehen . . . Du weißt nicht, was Du willst.“

Die Gesellschaft vereinigt sich. Ophelia klagt über ihre Nerven; sie hat schlecht geschlafen; sie ist leidend. Da sie sieht, daß Herr Theophilus seinen Arm nicht anbietet, bittet sie ihn darum und stützt sich darauf, wie wenn sie sich von ihm tragen lassen wollte. Arthur hat schon den Carolinens erfaßt und der alte Capitän läuft ein wenig weiter hinten, indem er eine Cigarre raucht.

So geht man einige Zeit im Garten spazieren. Arthur und Caroline gehen immer voraus, der Capitän hinten und Fräulein Ophelia, welche sich mit ihrem Führer allein befindet, sucht die Unterhaltung auf einen Boden zu führen, wo sie ihren Gedanken freien Spielraum lassen kann.

„Nicht wahr, mein Herr, man fühlt sich süß bewegt bei dem Anblick eines Baumes, dessen erhabener Gipfel sich majestätisch von dem ungestümen Winde hin und her bewegt? Lieben Sie nicht, wie ich, unter Pappeln zu lustwandeln, während ihre Blätter säuseln . . . dieses Säuseln hat Etwas, welches die Seele schwermüthig macht.“

„Mein Fräulein,“ antwortet Theophilus, „ich gehe lieber unter Aprikosenbäumen spazieren, besonders wenn sie schöne Früchte haben. Ich bete die Aprikosen an, sogar in Kuchen.“

„Ach, mein Gott! mein Herr, man kann nicht immer Obst essen,“ nimmt das große Fräulein ärgerlich wieder das Wort, „die Fruchtbäume gehören in

einen Küchengarten ... ich spreche aber von etwas Majestätischem, Erhabenem. Ich liebe die Trauerweiden, die Ebenholzbäume mit ihren langen gelben Blüthen, die stechenden und wilden Fichten, deren Grün etwas, ich weiß selbst nicht wie, Düsteres, Strenges hat, ich liebe die Platane, welche gegen die Wolken emporstrebt, die Lerche mit ihren breiten Blättern, den Catalpa, dessen Rinde so zart, so dünn ist ... aber Aprikosen ... ach, pfui!"

„Ich weiß jetzt das ganze Recitativ gut," sagte Theophilus, welcher Ophelia nicht angehört hatte, „aber die Arie, welche darauf folgt, weiß ich nicht mehr ... warten Sie, es kommt darin vor: ‚süßes Thal und väterliches Haus.'"

Fräulein Ophelia läßt den Arm des jungen Mannes schnell los und ruft aus: „Dieß wird zu stark; da ist mir mein Oheim noch lieber!"

In diesem Augenblick ertönt die Glocke, um die Zeit des Frühstücks anzuzeigen, und der Capitän verdoppelt seine Schritte, indem er sagt:

„Das Frühstück ist fertig ... mein Oberst erwartet uns ... schnell in's Quartier."

Herr von Melleval war im Speisesaal immer der Erste; er hielt darauf, seinen Gästen das Beispiel der Genauigkeit und Pünktlichkeit zu geben.

Der alte Präsident kam zuletzt und der Oberst zankte deßwegen immer mit ihm, was Herrn von Vieussec aber nicht hinderte, gleich bei der nächsten Mahlzeit wieder zu spät zu kommen.

Die Gesellschaft war eben beim Frühstück. Arthur

rühmte die Umgegend von Draveil, weil er wünschte, man möchte einen Spaziergang machen, damit er Carolinen wieder den Arm geben könnte; Fräulein Ophelia prophezeite einen Sturm; Herr von Vieussec schüttelte den Kopf, damit man glaube, er höre darauf, was man um ihn her spreche; der Oberst sprach schon von einer Parthie Billard zu Vieren und der alte Capitän wartete auf die Meinung seines Obersten, um ihn zu unterstützen, als ein Bauernknabe in den Speisesaal trat und dem Hausherrn ein Billet überreichte.

„Dieß ist der kleine Gärtner Troussards," sagte Ophelia lächelnd, „ich errathe, um was es sich handelt."

Der Oberst nimmt das Billet, öffnet es und liest laut:

‚Herr und Madame Troussard sind untröstlich, heute Herrn von Melleval und seine Gesellschaft nicht empfangen zu können, wie dieß gestern ausgemacht wurde; aber da sich einer ihrer Knaben sehr unwohl befindet, so sind sie genöthigt, das Vergnügen, welches sie sich auf heute versprachen, auf einen andern Tag zu verschieben.'

„Gut," sagte der Oberst zu dem Gärtner, „wir sind abbestellt."

„Es ist sonderbar," sagte der alte Capitän, „jedes Mal, wenn sie Gesellschaft zum Essen einladen, wird eines ihrer Kinder krank."

„Was fehlt ihm denn, dem kleinen Herrn?" fragte Ophelia den jungen Bauern, der den Brief

brachte; „ist es gefährlich? hat man den Arzt geholt?“

„Den Arzt? für wen? warum, Mamsell?“ fragte der junge Bauer mit einer dummen Miene.

„Nun, für den kleinen Knaben, welcher krank ist.“

„Es ist ein Knabe krank? und wo denn?“

„Nun, bei Deiner Herrschaft, da sie es uns sagen läßt.“

„Ach, zum Henker, Mamsell, ich weiß Nichts davon! Wenn die kleinen Schlingel krank sind, so muß es noch nicht seit lange sein, denn so eben balgten sich alle Drei um Pflaumen, daß es eine Freude war, zuzusehen.“

„Gut, gut,“ sagte der Oberst, „gehe, mein Junge, Dein Auftrag ist fertig.“

„Fräulein Ophelia, Sie sind bösartig,“ sagte Herr von Melleval lächelnd.

„Meiner Treu, mein Herr, ich glaube, daß man zu gutmüthig ist, den Lügen Anderer, wenn auch nur scheinbar, Glauben zu schenken. So gibt es eine Menge Leute, welche ihr Leben damit zubringen, Einen stets einzuladen und Dienstanerbietungen zu machen, welche aber untröstlich wären, wenn man sie beim Wort nähme... nicht, als bedauerte ich das Essen bei Troussards, ich wäre doch nicht hingegangen.“

„Man amüsirt sich bei meinem Obersten gut genug, daß man nicht zu wünschen braucht, anderswohin zu gehen,“ sagte der Capitän, indem er sich zu trinken einschenkte; und Herr von Melleval, von

diesem kleinen Compliment geschmeichelt, klopfte den alten Capitän auf die Achsel und versetzte:

„Ach, Capitän, Sie sind ein Schmeichler, aber das ist einerlei; ich nehme Sie mit mir, um uns gegen diese Herren zu vertheidigen. Kommen Sie, vorwärts zum Billard!"

Es war nicht möglich, es abzuschlagen. Arthur wirft einen traurigen Blick auf Caroline und folgt den Herren in den Billardsaal. Man bringt dort einen Theil des Tages zu, da das Wetter zu schlecht zum Spazierengehen geworden war. Der Oberst flucht über den Capitän, wenn dieser eine Kugel verfehlt hat, und jedes Mal, wenn sein Vorgesetzter gespielt hat, ruft der alte Soldat aus:

„Bewunderungswürdig gespielt! ich werde es niemals so machen können."

Der Abend vereinigt die Gesellschaft im Salon. Die Nachbarn kommen, ausgenommen Herr Troussard, welcher wahrscheinlich bei seinem Sohn geblieben ist; allein Fräulein Ophelia versichert, daß er in seinem Keller sein werde. Man spielt, man plaudert, man macht Musik; aber zwei Personen sagen sich mehr als alle Andern, ohne viel zu sprechen.

Mehrere Tage verfließen. Arthur verwünscht den Regen, welcher die Morgenspaziergänge unmöglich macht; Theophilus lernt seine Parthie aus einem Duett auswendig, welches er mit Fräulein Troussard singen soll, die er immer noch anbetet; und Fräulein Ophelia, welche sich inmitten dieser Gesellschaft, die

sie nicht versteht, verlassen fühlt, befindet sich alle Morgen krank und ist alle Abende übler Laune.

Aber das Wetter wird wieder schöner; die Sonne scheint wieder an einem wolkenlosen Himmel; die Vögel singen wieder melodischer unter Carolinens Fenstern und der süße Schatten, die grünen Rasen, die Alleen haben einen Reiz mehr, denn seit einigen Tagen hat man sie nicht besuchen können.

Caroline steht wieder mit der Sonne auf; sie blickt wieder durch ihre Fenster nach ihren Blumen, ihren Rasen. Ein heftiger Kampf beginnt in dem Herzen des jungen Mädchens, welcher stets damit endigt, daß sie sehr leise mit dem Vorsatz hinabsteigt: „O, ich werde nicht bei dem Wäldchen spazieren gehen."

Aber sie ist immer sicher, dem zu begegnen, der geschworen hat, über ihre Unschuld zu siegen... das arme Kind ahnt die Gefahren nicht, welche sie läuft, indem sie Arthur anhört. Der Geliebte schwört ihr so sehr, ihr Glück stets zu machen, er ist so schön, so verführerisch, daß sie stolz ist, von ihm geliebt zu werden.

Indessen kommt Caroline täglich träumerischer, unruhiger von ihren Spaziergängen mit Arthur zurück. Ohne die Gefahr zu ahnen, welche ihr drohte, schien ihr ein geheimes Vorgefühl zu sagen, daß sie sich wenigstens von Marianne begleiten lassen und ihr ihre Liebe zu des Capitäns Neffen gestehen sollte; allein der junge Mann bat Carolinen unaufhörlich, Niemanden in ihr Vertrauen zu ziehen; die Zeit sei

noch nicht gekommen, sagte er, wo sie ihre Liebe öffentlich bekennen könnten.

Eines Morgens jedoch, als Caroline aus dem Wäldchen kam, war sie nicht mehr dieselbe: ihre Augen waren roth von Thränen; sie wollte sich durchaus ihrem Vater zu Füßen werfen, an Mariannens Brust weinen, und Arthur hatte große Mühe, sie zu trösten, obgleich er dem jungen Mädchen die süßesten und zärtlichsten Namen gab.

Aber Caroline war untröstlich; sie hatte die Ruhe, den Schlaf verloren, und da die gute Marianne sie bat, ihr die Ursache ihres Schmerzes mitzutheilen, warf sich das junge Mädchen mit dem Ausrufe an ihren Hals: „Du sollst es erfahren ... ich will Dir Alles sagen ... o, wenn nur mein Vater nicht bemerkt, daß ich geweint habe!“

Fünftes Kapitel.

Eines Vaters Meinung.

Wieder verflossen einige Tage, als Arthur ankündigte, daß er nach Paris zurückkehren müsse.

„Außerdem,“ sagte er, indem er Herrn von Melleval ansah, „würden wir endlich zur Last fallen, denn schon seit drei Wochen sind wir Ihre Gäste.“

Statt die jungen Leute zu bewegen, noch länger zu bleiben, antwortete der Oberst ziemlich trocken:

„Wenn Sie Geschäfte in Paris haben, müssen Sie gehen; Geschäfte gehen vor Allem.“

„Wie mein Oberst sagt, man muß vor Allem mit dem Regiment gehen," fügte der alte Capitän hinzu, sich gegen den Obersten verbeugend.

Caroline war bei diesen Worten Arthurs erblaßt und dennoch hatte er sie vorher schon benachrichtigt, daß er nach Paris zurückkehren werde; zugleich aber hatte er ihr versprochen, daß er bald wieder nach Draveil zurückkehren werde.

„Und dann werden Sie mit meinem Vater sprechen, nicht wahr?" hatte Caroline gesagt, indem sie bittende Blicke auf Arthur warf.

Arthur hatte auf die Lippen des jungen Mädchens einen Kuß gedrückt und geantwortet:

„Ja, ja... beunruhigen Sie sich nicht... bekümmern Sie sich nicht; ich werde sprechen, wenn der Augenblick gekommen sein wird."

Arthur und sein Gefährte ließen eines Morgens das Pferd vor das Cabriolet spannen, das sie hergebracht hatte. Theophilus war froh, nach Paris zurückzukommen, um dort seine drei Plätze im Theater bei dem St. Martinthore zu benützen; jedoch bedauerte er die Gesellschaft der jungen Therese, welche ihm Musikstunden gab und mit welcher er schon die Hälfte des Duo's aus Wilhelm Tell sang.

Aber die Familie Troussard, welche wußte, daß Herr Theophilus Minot ein reicher Junge war, hatte nicht ermangelt, ihn einzuladen, in Paris mit ihrer Tochter Musik zu machen.

Die beiden Freunde verabschiedeten sich bei der Gesellschaft. Fräulein Ophelia, welche auf Alles Acht

gab, bemerkte, daß Herr Melleval zu den jungen Leuten nicht, wie es seine Gewohnheit war, sagte: „Kommt wieder, sobald es euch möglich sein wird.“

Caroline bemerkte es auch und empfand eine geheime Unruhe darüber; aber sie mußte ihren Kummer verhehlen, ihrem Vater den Schmerz, den ihr Arthurs Abreise verursachte, verbergen.

„Ich glaube nicht, daß das Landleben trauriger sein werde, da uns diese beiden Herren verlassen haben,“ sagte Fräulein von Vieussec; „denn heutzutage sind die jungen Leute so wenig liebenswürdig, so wenig galant gegen die Damen, daß ihre Anwesenheit nicht viel Anziehendes hat. Ach, dieß sind keine Ritter, wie sie ehemals waren!“

Caroline antwortet Nichts; sie versucht sogar zu lächeln, aber es gelingt ihr nicht. Indeß kamen die Nachbarn wieder wie gewöhnlich: die Familie Troussard mit ihren Knaben, Therese mit ihren Musikrollen, dann Herr und Madame Dugrandet und einige andere in der Umgegend wohnende Personen, welche die tägliche Gesellschaft bildeten und pünktlich eintrafen, um Karten und Billard zu spielen und sich Anekdoten zu erzählen, welche man Vormittags gesammelt hatte; denn auf dem Lande wird die geringste Sache ein Ereigniß und man unterhält sich daselbst mit Dingen, welche man in der Stadt nicht anhören würde.

Für Caroline aber war Alles verändert. Das Innere des Hauses schien ihr traurig und einförmig; der Garten hatte keine Reize mehr; ihre Lieblings-

blumen fesselten ihre Blicke nicht mehr; das Grüne schien ihr minder schön, der Himmel weniger klar; die ganze Natur war mit einem Trauerflore verschleiert für sie, welche nicht mehr den Blicken des Mannes, dem sie sich hingegeben hatte, begegnete.

Ein Ort allein bot dem jungen Mädchen noch einige Reize: sie stand am frühen Morgen auf, um in das Wäldchen zu gehen, setzte sich unter den Baum, wo ihr Arthur ewige Liebe geschworen hatte und sagte bei sich:

„Geduld! er wird wiederkommen... er kann mich nicht verlassen! Er weiß wohl, daß mir seine Abwesenheit Leiden verursacht, daß ich nicht ohne ihn leben kann.“

Vierzehn Tage verflossen, vierzehn Tage, welche dem jungen Mädchen, das eine geheime Liebe verzehrte, eben so viel Jahrhunderte schienen. Wenn sie nur wenigstens von Arthur hätte sprechen können oder Nachricht von ihm gehabt hätte, so würde sie sich glücklicher geschätzt haben; aber Niemand sprach den Namen des jungen Mannes aus, selbst nicht einmal sein Onkel, der Capitän Gervillier.

Oft lief Caroline, wenn sie allein waren, um den Capitän herum und suchte eine Unterhaltung anzuspinnen, wo sie dann das Gespräch auf Arthur zu führen hoffte; aber der alte Soldat sprach wenig, er rauchte fast beständig und ging nach einigen Worten in den Garten, da er fürchtete, der Geruch der Cigarre könne der Tochter seines Obersten nicht angenehm sein.

Nach zwanzigtägiger Abwesenheit kam Arthur endlich eines Nachmittags bei Herrn von Melleval wieder an, der ihn höflich, aber kalt empfing, um was sich der junge Mann indeß wenig zu bekümmern schien. Dieses Mal kam er allein, Theophilus begleitete ihn nicht.

„Sie haben Ihren Freund nicht mitgebracht?“ fragte Caroline, indem sie Arthur mit einem Ausdruck, welcher bis in den Grund der Seele dringt, ansah.

„Nein, mein Fräulein, er konnte mich nicht begleiten... ich weiß nicht, was er für Beschäftigungen hat. Ich glaube, man will ihn verheirathen.“

„Ihn verheirathen!“ sagte Madame Troussard sehr erstaunt, während ihre Tochter hustete und einige erzwungene Rouladen machte.

„Warum nicht?“ fragte Madame Dugrandet, „der junge Mann ist in dem Alter, eine Frau zu nehmen. Man muß sich jung verheirathen, dieß ist viel hübscher.“

„Das heißt, es dauert dann länger!“ murmelt Herr Dugrandet. „Aber dieß ist mir einerlei, ich habe meine vier Meilen heute gemacht, ich bin mit mir zufrieden... ich bin auf dem weitesten Weg von Corbeil zurückgekommen. Ich hätte den kürzern einschlagen können; aber ich habe den längern vorgezogen.“

„Ich bedaure meinerseits die Abwesenheit des Herrn Theophilus Minot keineswegs,“ sagte Ophelia. „Dieser große Herr schien mir alles hohen Geistes-

schwunges zu ermangeln. Ich möchte nicht an der Stelle seiner Braut sein."

Während man von Heirathen sprach, schien Arthur verlegen; seine Blicke waren abgewendet, um nicht denen Carolinens zu begegnen, und er beeilte sich, von Musik zu sprechen und Theresen zu fragen, was sie Neues einstudirt habe. Diese, welche sich niemals um das Singen bitten ließ, war am Klavier, ehe sie noch Arthur antwortete, und Caroline fand den ganzen Abend keine Gelegenheit, ihrem Geliebten insgeheim einige Worte zu sagen. Jetzt suchte sie allein dieselbe und der, welcher bei seinem letzten Aufenthalt in des Obersten Hause so glücklich schien, wenn er ein Wort mit ihr wechseln konnte, zeigte schon weit weniger Eifer, sie zu suchen.

Den andern Morgen war Caroline frühzeitig im Wäldchen, obgleich das Wetter traurig und düster war. Arthur war noch nicht dort und das junge Mädchen fühlte ihr Herz beengt, da sie sah, daß sie die Erste bei der Zusammenkunft war, was ihr noch nicht vorgekommen.

Indeß zögerte Arthur nicht lange, mit ihr zusammenzutreffen; als er Caroline gewahrte, rief er aus:

„Wie, schon hier! ... Ach, ich bin untröstlich, daß Sie mich erwartet haben! Indeß ist es noch sehr frühe."

„Ja, ich bin zu bald gekommen," sagte Caroline traurig, indem sie Arthur die Hand reichte.

„Zu bald? ... Nein, das habe ich nicht sagen wollen; aber wenn Sie so frühe aufstehen, so haben Sie gewiß wenig geschlafen?"

„Ach, seit langer Zeit schlafe ich beinahe gar nicht mehr!“

Und das Mädchen wandte den Kopf ab, um ihre Thränen zu verbergen, welche aus ihren Augen flossen. Aber ihr Geliebter beeiferte sich, sie zu trocknen und es gelang ihm leicht: Caroline glaubte seinen Schwüren, seinen Versprechungen; ein Lächeln kehrte wieder auf ihre Lippen zurück. In den Armen des Geliebten wird der größte Kummer so schnell vergessen!

„Sie werden dießmal lange bei uns bleiben?“ fragte Caroline, „Sie werden nicht so bald wieder nach Paris zurückkehren?“

„Verzeihen Sie ... in acht oder zehn Tagen. Ueberdieß hat mich Ihr Herr Vater sehr kalt aufgenommen ... ohne Sie wäre ich heute noch abgereist.“

„O! thun Sie das nicht, Sie wissen, daß mein Vater immer eine strenge, ernste Miene hat; er muß Sie lieben, Sie sind der Neffe seines Freundes ... seines Waffenbruders.“

„Ich glaube, daß sich mein Onkel über mich lustig macht! Er würde alle seine Neffen zum Teufel schicken, wenn dieß seinem alten Obersten angenehm sein könnte.“

„Aber warum sprechen Sie denn nicht mit meinem Vater über Ihre Liebe zu mir ... über Ihr Verlangen, meine Hand zu erhalten?“

„Es scheint mir, daß der Augenblick sehr schlecht gewählt wäre, da Herr von Melleval mir eine ziemlich trockene Miene macht; es ist viel besser, abzu-

warten, bis er wieder in guter Laune ist. Noch einmal, beunruhigen, bekümmern Sie sich nicht! . . . Ach, mein Gott, ich bin an solche Dinge gewöhnt . . . das heißt, ich werde Alles schon gut machen."

Caroline schweigt und hört zu weinen auf. Arthur war immer liebenswürdig, galant, verliebt; indeß zeigte er doch häufig Langeweile während der Abendzusammenkünfte, welche länger wurden, weil die Tage abnahmen. Der glänzende Pariser Stutzer zuckte die Achseln bei dem Geschwätz des Herrn Dugrandet und der Madame Troussard; oft zog er den Gesang der Fräulein Therese in's Lächerliche und gähnte, während Herr von Melleval seine Feldzüge erzählte. Dann begann er außerdem die Gewohnheit anzunehmen, bei den Zusammenkünften im Wäldchen zuletzt zu kommen. Bald war der Schlaf daran Schuld gewesen, ein ander Mal hatte ihm das Wetter zweifelhaft geschienen, daß er geglaubt hatte, Caroline werde nicht hinabkommen; immer kam er später als das junge Mädchen, welches ihn nicht zankte, aber seufzend zu ihm sagte:

„Wenn Sie so spät kommen, so bin ich nicht deßhalb böse, weil ich gewartet habe, sondern weil ich an die kurze Zeit denke, welche uns dann bleibt, mit einander zu plaudern."

Am neunten Tage seiner Wiederankunft in Draveil kam Arthur Morgens nicht in das Wäldchen, wo ihn das junge Mädchen erwartete.

Das Wetter war doch schön, der Himmel heiter; Alles mußte zur Liebe unter den dichten Gebüschen,

wo Caroline saß, einladen, und das arme Kind sah eine Stunde verfließen, ohne daß ihr Geliebter erschien; sie mußte sich allein von dem Ort entfernen, wo er ihr so sehr geschworen hatte, daß er sie anbete, wo sie glaubte, daß er es ihr immer noch schwören werde.

Caroline fühlte ihr Herz aufgeregt, als sie allein gegen das Haus zu heimkehrte, aber vor ihrem Vater mußte sie ihre Unruhe verbergen; sie mußte Glück und Frohsinn erheucheln. Es ist nicht lauter Vergnügen in der Liebe.

Um Carolinens Kummer zu verdoppeln, kündigte Arthur beim Frühstück an, daß er heute nach Paris zurückkehren werde. Herr von Melleval sagte kein Wort und der alte Capitän hätte sich wohl gehütet, seinem Obersten nicht nachzuahmen. Caroline that ihr Möglichstes, um einige Worte von Arthur zu erhalten, einige Worte der Liebe, des Trostes; allein dieser schien im Gegentheil zu vermeiden, mit Fräulein von Melleval allein zu sein.

Als jedoch der Neffe des Capitäns den Salon verließ, um nachzusehen, ob man sein Pferd gesattelt habe, begegnete er Carolinen auf der Treppe. Sie blieb vor ihm stehen und sagte mit zitternder Stimme zu ihm:

„Sie reisen ab?"

„Ich bin dazu gezwungen . . . dringende Geschäfte . . ."

„Und diesen Morgen sind Sie nicht gekommen!"

„Mein Gott, ich habe nicht gekonnt . . . ich war

die ganze Nacht leidend; ich bin erst bei Tagesanbruch eingeschlafen."

„Wann werden Sie wiederkommen?"

„Bald . . . sobald es möglich sein wird."

„Sich so zu verlassen, ohne sich auch nur die Hand zu drücken! . . . Ach, mein Herz ist voll von Thränen und ich darf nicht weinen."

„Gehen Sie, Sie sind ein Kind! Schon hundert Mal habe ich Ihnen gesagt, daß man sich in der Liebe niemals betrüben solle . . . da kommt Jemand, geben Sie Acht."

Es war Herr von Vieussec, welcher über den Hof schritt, um sich in den Garten zu begeben. Die Gegenwart des alten Präsidenten, welcher fast taub und blind war, konnte die beiden Liebenden nicht hindern, mit einander zu sprechen; Arthur ergriff aber diesen Vorwand, um Caroline schnell zu verlassen und diese kehrte mit gebrochenem Herzen in den Salon zurück, indem sie bei sich selbst denkt:

„Er reist ab und kam nicht zur Zusammenkunft diesen Morgen!"

Einige Augenblicke nachher hatte Arthur von der Gesellschaft Abschied genommen und galoppirte auf dem Wege nach Paris davon.

Abends mußte die arme Caroline singen, weil ihr Vater es wünschte. Singen, wenn man leidet, wenn das Herz und der Geist mit einem andern Gegenstande beschäftigt sind!

„Meine liebe Freundin," sagte Madame Troussard, als Caroline zu singen aufgehört hatte, „ich

finde, daß Ihre Stimme die Kraft verliert, man hört sie kaum. Herr von Melleval sollte Ihnen anempfehlen, lauter zu singen, wie ich es oft meiner Tochter sage. Denn es ist das Schönste, seiner Stimme, so sehr man kann, den Lauf zu lassen! Dieß ist der Hauptgrundsatz!... Hören Sie Theresinetten in einem vielstimmigen Stücke: immer bemerkt man sie, weil sie lauter als alle Andern singt."

Caroline ließ sich Alles sagen, was man wollte. Völlig gefühllos für die Zerstreuungen der Gesellschaft war ihr größtes Glück, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, dort allein zu bleiben und ganz an ihre Liebe denken zu können.

Die gute Marianne wagte ihr liebes Fräulein nicht mehr zu fragen, weil sie bemerkt zu haben glaubte, daß ihre Fragen Carolinens Traurigkeit vermehrten; aber sie verfolgte sie mit ihren Augen, ihr Blick heftete sich unaufhörlich auf sie, und von Zeit zu Zeit drückte sie die Hände des jungen Mädchens in die ihrigen und sagte zu ihr:

„Sie werden sich mir eines Tags anvertrauen, Sie haben es mir versprochen."

Die Zeit rückte immer weiter vor; doch war man erst im September, als die Familie Troussard ankündigte, daß sie nach Paris zurückkehren werde.

„Sie wollen uns schon verlassen?" sagte Herr von Melleval zu seinen Gästen, als sie kamen, ihm Lebewohl zu sagen, „wir sind aber ja in der Jahreszeit, wo das Land am angenehmsten ist."

„Das ist wahr," sagte Madame Troussard; „allein hier vernachläßigt meine Tochter ein wenig die Musik ... sie treibt sie nicht genug; meine Kleinen gehen nicht in die Pension; ich habe tausend Bekannte, tausend Cirkel, die mich erwarten."

„Ich habe Bourdeaux erhalten und will ihn selbst in Flaschen pfropfen," sagte Herr Troussard, „weil ich mich nicht auf die Küfer verlasse. Wir werden aber zuweilen des Winters bei schönem Wetter kommen, um bei Ihnen zu essen."

„Ich rechne darauf."

„Ich werde kommen, um die Flaschen zu legen, die ich gestellt habe, damit sie nicht zerbrechen."

„Ich werde neue Arien lernen," sagte Fräulein Therese, „und werde sie Ihnen dann singen."

„Ich hoffe, daß ich dann nicht da sein werde," sagte die große Ophelia bei sich.

Die Nachbarn entfernten sich nach einem gegenseitigen Wechsel von Complimenten und Versicherungen der Freundschaft und des Vergnügens, welches man haben werde, einander wieder zu sehen; eine Masse Worte, die man wohl abkürzen könnte und die keine der geringsten Langweiligkeiten des Lebens ausmachen.

Drei Wochen waren verflossen, seit Arthur von Neuem Draveil verlassen hatte. Jeden Tag nahm Carolinens Traurigkeit zu; kein Brief, kein Andenken von ihm tröstete sie und doch, wenn man es nur will, gibt es stets Mittel, der Geliebten Nachrichten von sich zu geben, und Arthur wußte wohl, daß

Fräulein von Melleval weder von Duennen noch von Argusaugen umgeben war.

Kurze Zeit nach der Abreise der Familie Troussard kündigten Herr und Madame Dugrandet ebenfalls ihre baldige Rückkehr nach Paris an.

„Aber ich begreife nicht, warum man schon das Land verläßt," sagte der Oberst zu dem alten Banquier, „da doch jetzt die Zeit der Jagd ist, und Sie sollten doch die Jagd lieben, Sie Schnellläufer."

„Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht jage, nicht, als ob es mich ermüdete ... es würde mich keineswegs ermüden ... ich bin sicher, daß ich alle Hunde übertreffen würde; aber ich habe keinen scharfen Blick, ich ziele schlecht ... verfehle alle Stücke. Ich gehe lieber auf den Boulevards spazieren: ich laufe bis zu der Bastille de la Madelaine, ohne daran zu denken."

„Im Omnibus?" fragte Ophelia.

„Nein, mein Fräulein, zu Fuß, immer zu Fuß und ohne mich zu beschmutzen."

„Es wird immer stärker," sagte Madame Dugrandet, ihren Mann spöttisch ansehend. „Sie werden demnächst einen Lauf auf dem straffen Seile machen, nicht wahr, mein Herr?"

„Meine liebe Freundin, wenn ich es gelernt hätte, so bin ich sicher, daß es mir gelingen würde. Alle körperlichen Uebungen sind mir leicht."

Madame Dugrandet biß sich in die Lippen, indem sie ihren Mann spöttisch ansah, und am andern Mor-

gen verließen die beiden Gatten ihr Landhaus, um den Winter in Paris zuzubringen.

„Diese Leute wissen Nichts von dem Vergnügen, das man auf dem Lande genießt!“ sagt Herr von Melleval, als er auch diese seine Nachbarn abreisen sieht; „gibt es nicht immer tausenderlei Dinge, die Zeit auf dem Lande zu vertreiben?“

„Gewiß,“ sagte der alte Capitän, „es gibt tausenderlei Dinge: erstens hat man daselbst einen guten Appetit . . .“

„Die Spaziergänge vor allen Dingen . . . es gibt immer schöne Tage, auch im Winter.“

„Gewiß, mein Oberst, im Winter ist es viel schöner als des Sommers.“

„Und das Vergnügen, bei einem guten Feuer zu sitzen, sich zu wärmen.“

„Das ist noch eine Annehmlichkeit, die man Sommers nicht hat.“

„Und die Spielpartiechen, das Billard, das Abendessen! . . . sie wissen in Paris nicht zu Abend zu essen.“

„Sie wissen gar Nichts, mein Oberst.“

„Und das Vergnügen, an seine Feldzüge zu denken, an die schönen Schlachten von Jena und Wagram! . . . Wir waren Beide dabei, Capitän.“

„Ja, ich bin stolz darauf.“

„Und die Bivouac's, wo wir neben den Kanonen schliefen!“

„Wie Turenne, mein Oberst.“

„Und die Marketenderinnen, welche so frisch, so hübsch, so . . .“

Der Oberst hielt inne, er erinnerte sich, daß seine Tochter da sei, und indem er die Hand an seinen grauen Schnurbart legte, fuhr er fort:

„Indeß sehe ich mit Betrübniß die Abreise unserer Nachbarn, weil ich fürchte, meine Tochter werde sich jetzt langweilen, und besonders, wenn Herr von Vieussec und seine Nichte uns verlassen haben werden.“

„O, seien Sie darüber nicht in Unruhe, mein Vater,“ sagte Caroline, „ich versichere Sie, daß ich keine Gesellschaft brauche, um glücklich zu sein; im Gegentheil, ich liebe seit einiger Zeit die Einsamkeit sehr.“

„Ich weiß, daß Du ein gutes Kind bist,“ sagte Herr von Melleval, „Du willst mich nicht kränken. Du würdest immer zufrieden sein, wo ich auch leben wollte, ja, das weiß ich; ich hoffe aber auch Dir eines Tags Deine Zärtlichkeit, Deinen Gehorsam zu belohnen, indem ich Dir einen Gatten gebe, der Dich so lieben wird, wie Du es verdienst und der Dich glücklich machen wird.“

Mit diesen Worten legte Herr von Melleval eine seiner Hände an das Kinn seiner Tochter und gab ihr dann leichte Schläge auf die Wangen: von Seite des Obersten waren dieß große Liebkosungen, denn er war sehr geizig damit und ertheilte sie nur selten. Caroline, beglückt von den Liebesbezeugungen ihres Vaters, war es noch mehr über sein Versprechen, ihr einen Gatten zu geben, der ihr Glück machen werde. Sie glaubte, ihr Vater werde von keinem Andern als Arthur sprechen, und an diesem Abend

kehrte sie glücklich und heiter, wie früher, ehe sie die Liebe gekannt hatte, in ihr Zimmer zurück.

Aber wieder verflossen einige Tage und keine Nachricht von Arthur kam nach Draveil. Es blieben bei Herrn von Melleval nur Herr von Vieussec und seine Nichte Ophelia, welche erst im Monat November abreisten.

Was den Capitän Gervillier betrifft, so brachte er fast sein ganzes Leben bei dem Obersten zu; wenn er nach Paris ging, so war es nur, um seinen Ruhegehalt zu holen und Tabak zu kaufen; aber selten blieb er mehr als vierundzwanzig Stunden dort.

Caroline fiel wieder in ihre düstere Schwermuth zurück; sie sang nicht mehr, sie liebte keine Spaziergänge mehr, sie schien die Welt zu fliehen und brachte ganze Tage in ihrem Zimmer zu. Fräulein Ophelia, völlig mit ihren Träumereien beschäftigt, zog vor, allein am Ufer eines Baches umherzuirren, als die einfache Unterhaltung Carolinens anzuhören, und nur der Abend vereinte die Gesellschaft, die sich bloß während der Zeit des Essens sah.

Nach einem ziemlich einförmigen Abend, während Caroline in ihre Gedanken vertieft zu sein geschienen hatte, blieb Niemand in dem Salon als Herr von Melleval, seine Tochter und der alte Capitän.

Ophelia war fast eben so frühe als ihr Onkel in ihr Zimmer zurückgegangen, um einen Roman zu lesen, den sie von Paris bekommen hatte.

Caroline stickte nach ihrer Gewohnheit und sprach Nichts. Der alte Capitän zog eben eine Cigarre

aus seiner Büchse und wartete ehrerbietig, bis der Oberst die seinige anzünde, um es ebenso zu machen, als Herr von Melleval ausrief:

„A propos, Capitän, haben Sie in neuester Zeit keine Nachrichten von Ihrem Neffen erhalten?“

„Nein, mein Oberst, das wundert mich aber nicht: er schreibt mir niemals.“

„Nun, ich habe heute welche von ihm erhalten, durch Jemanden, dem ich diesen Morgen begegnet bin und der gerade von Paris kam.“

In diesem Augenblick schien Caroline, welche ganz Ohr war und vor Ungeduld zitterte, ihre Augen ihrer Arbeit zu nähern; dem Anschein nach ganz mit derselben beschäftigt, verlor sie kein Wort von dem Gespräch.

„Ja,“ fuhr der Oberst nach einer Weile fort, „ja, man hat mir von Herrn Arthur erzählt.“

„Aha!“

Dieser Ausruf wurde mit jener Gleichgültigkeit gemacht, welche zu sagen schien: dieß ist mir einerlei. Indeß fuhr Herr von Melleval fort:

„Mein lieber Gervillier, ich muß Ihnen gestehen, man hat mir Ihren liebenswürdigen Neffen durchaus nicht gelobt!“

„Das wundert mich nicht,“ sagte der Capitän, indem er seine Cigarre mit seinen Lippen befeuchtete.

„Wenn ich der Person, die ich gesehen habe, glauben darf und die sehr gut unterrichtet scheint, so führt sich Herr Arthur sonderbar auf: Spiel,

Tafel, Weiber, Duelle, scandalöse Streiche . . . Nichts fehlt zu seinem Ruf."

„Ich habe ihn immer für ein ziemlich schlechtes Subject gehalten," sagte der Capitän, indem er einen Tabaksqualm losließ.

„Dann, mein alter Kamerad, scheint es mir, daß Sie mir es hätten vorher sagen können: ich hätte ihn dann nicht zu mir eingeladen."

„Mein Oberst, ich habe meinen Neffen dieser Ehre nicht berauben wollen. Außerdem ist er ein tapferer Junge, er schlägt sich gut und junge Leute sind junge Leute, und dann sagt mir Jedermann: ‚Es ist ein scharmanter junger Mann!'"

„Ja, die jungen Leute dürfen allerdings Thorheiten machen, das wollen Sie sagen; aber ich glaube, daß es Grenzen gibt, welche selbst die Jugend nicht überschreiten darf. Ich verberge Ihnen nicht, daß man schon früher von Herrn Arthur mit mir gesprochen hat und zwar sehr wenig zu seinem Vortheil, was die Ursache ist, daß ich ihn bei seinem letzten Besuche kalt aufgenommen habe."

„Es schien mir, Sie hätten ihn sehr gut aufgenommen, mein Oberst."

„Es schien Ihnen falsch, und gewiß, wenn ich gewußt hätte, was ich heute weiß, so hätte ich ihm zu verstehen gegeben, daß mir seine Besuche nicht mehr angenehm seien."

„Und Sie hätten Recht gehabt, Oberst."

„Es ist betrübend . . . Ihr Neffe ist ein hübscher Mann, er hat vielleicht auch Verstand, aber unter

uns gesagt, ich glaube, daß er einen schlechten Gebrauch davon macht."

„Dieß ist meine Meinung auch, Oberst."

„Ach, einem solchen jungen Mann würde ich niemals das Glück meiner Tochter anvertrauen! Denn ein Mensch wie Ihr Neffe ist nicht im Stande, alle guten Eigenschaften meines Kindes zu schätzen, er ist unfähig, eine Frau glücklich zu machen."

„Ich traue es ihm wenigstens nicht zu, mein Oberst."

„Glauben Sie auch, daß, wenn es sich um das Glück meiner Tochter handelt, ich nicht leichtsinnig handeln werde! Die Wahl eines Tochtermannes ist die wichtigste Handlung des Lebens. Ich begreife die Eltern nicht, die, nachdem sie ihrer Tochter eine gute Erziehung gegeben, ihr die zarteste Sorgfalt gewidmet haben, dieselbe dann leichtsinniger Weise einem Mann geben, dessen Vermögen oder Stellung ihrer Eigenliebe schmeichelt, ehe sie längere Zeit vorher die Sitten, den Verstand, die Leidenschaften des Mannes erforscht haben, welcher der Gebieter des Schicksals ihres Kindes wird. Ist denn das Glück eines ganzen Lebens etwas so Geringes? Und wenn ihr mit Sorgfalt eine junge Pflanze erzogen und gepflegt habt, gebet ihr sie dann den Stürmen Preis? Nein, ihr sucht für sie einen schützenden Platz, eine gehörige Erde, die süßen Sonnenstrahlen, welche sie beleben werden. Nun, diese Sorgfalt, welche ihr für eine Blume habt, verwendet sie doch für eure Töchter, deren Existenz länger als einen Frühling dauern soll."

„Nicht im Geringsten zweifelhaft!“ murmelt der Capitän. „Man hat eine Tochter, weil man Vater ist!“

„Ueberdieß,“ sagte der Oberst, indem er aufstand, „glaube ich, daß wir Herrn Arthur nicht sobald wieder sehen werden: denn erstens habe ich ihn nicht eingeladen, wiederzukommen; dann schien er sich bei seinem letzten Aufenthalt nicht sehr zu amüsiren und ich begreife das: unsere Gewohnheiten sind zu geordnet, zu einfach für diese Herren ... unsere Gesellschaft ist keine, wie sie dieselbe wünschen.“

„Das heißt: unsere ... Ihre Gesellschaft ... ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, mein Oberst,“ sagte der Capitän, indem er ebenfalls aufstand.

Herr von Melleval nähert sich seiner Tochter, welche stets den Kopf auf ihre Stickerei gesenkt hatte, gibt ihr einen Kuß auf die Stirne und sagt:

„Gute Nacht, mein Kind; gehe doch zu Bette, Du arbeitest zu viel, das ermüdet Dich.“

Dann nahm er ein Wachslicht und verließ den Salon, gefolgt von seinem alten Waffenbruder, der genau in gleichem Schritt mit seinem Obersten geht. Caroline aber blieb im Salon, kalt, unbeweglich, starr, von dem Gespräch, welches sie so eben gehört hat, tödtlich ergriffen, sitzen, und ihr Vater bemerkte, als er sie auf die Stirne küßte, nicht, daß seine Worte die Verzweiflung in ihre Seele brachten.

Eine Viertelstunde verfloß, seit Herr von Melleval in sein Zimmer zurückgekehrt war. Caroline ist

nicht von der Stelle gewichen: sie ist noch im Salon; sie denkt nicht daran, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, sie weiß nicht mehr, wo sie ist; eine düstere Verzweiflung blickt aus ihren Augen, welche nicht weinen können.

Endlich tritt Jemand in den Salon; es ist Marianne, welche, erstaunt, Caroline nicht wie alle Uebrigen in ihr Zimmer zurückkommen zu sehen, das Haus durchläuft, sie zu suchen. Sie nähert sich dem jungen Mädchen und zankt mit ihr über die Unruhe, die sie ihr verursacht hat; aber schon hat sie der Zustand ihres lieben Kindes mit Schrecken erfüllt; sie eilt auf sie zu, nimmt sie in ihre Arme und ruft aus:

„O, mein Gott, was haben Sie, mein Kind? was ist Ihnen begegnet?“

Mariannens Stimme dringt endlich bis zu Carolinens Herzen. Nun kann das junge Mädchen sprechen, jetzt findet sie wieder Thränen und sich an die Brust ihrer Dienerin werfend, antwortet sie schluchzend:

„Ach, Marianne, ich bin verloren!“

„Verloren! Sie, mein Kind! Kommen Sie doch zu sich... welch' ein neuer Kummer, welches Unglück ist geschehen?“

„Marianne, das Geheimniß, welches ich Dir verbarg, ist meine Liebe zu Arthur ... es waren die Schwüre, welche wir miteinander wechselten!“

„Liebe! Armes Kind! Ach, ich dachte mir wohl, daß Liebe an Ihrer Betrübniß Schuld sei.“

„Arthur hatte mir geschworen, mein Gemahl zu werden, nur mich zu lieben... mich ewig zu lieben!"

„Ich glaube das wohl, das ist nicht schwer!"

„Aber, Du weißt nicht, Marianne, so eben haben mein Vater und der Capitän von ihm gesprochen: sie sagten, er sei ein schlechter Mensch, er habe Intriguen, Maitressen... o, ich weiß gewiß, daß dieß nicht wahr ist und daß er nur an mich denkt, aber mein Vater glaubt das Gegentheil, mein Vater will, daß er nicht mehr hieher komme! Er hat gesagt, ein Mann wie er könnte nie der Gatte seiner Tochter werden... nie! Ach, diese Worte haben mir das Herz zerrissen!"

„Nun, mein Kind, beruhigen Sie sich, wenn dieser junge Mann wirklich im Grunde..."

„Ach, Marianne, Du siehst wohl, daß ich verloren bin, wenn ich nicht seine Frau werde... Marianne ... verzeihe mir, ich bin... ich bin Mutter!"

Indem das junge Mädchen diese Worte stammelte, fiel sie vor der, die sie erzogen hatte, auf die Kniee nieder.

Die arme Marianne bleibt wie vom Blitz gerührt, sie kann nur stottern:

„Mutter?... Sie!... Sie!... O, mein Gott!"

Aber bald wirft sie ihre Blicke wieder auf das junge Mädchen, welches immer noch vor ihr auf den Knieen liegt; alsdann stürzen große Thränen aus Mariannens Augen, sie beeilt sich, ihr liebes Kind aufzuheben, drückt sie in ihre Arme und umschlingt sie zärtlich, indem sie zu ihr sagt:

„Ach, mein Kind, nicht Sie sind strafbar, sondern ich ... ich allein; denn ich hätte Sie niemals verlassen sollen ... ich hätte unaufhörlich über Sie wachen, Sie nicht einen Augenblick der Verführung ausgesetzt sein lassen sollen, und ich habe es nicht gethan... Sie sehen wohl, daß ich vor Ihnen auf den Knieen liegen, daß ich Sie um Verzeihung bitten sollte! ... Aber wer hätte auch glauben können...wer hätte je gedacht!...O, mein Gott, mein Gott! wenn dieß ihr Vater erfahren würde: er würde mich fortjagen und mit Recht!"

Und Marianne weinte noch stärker, so daß sogar Caroline sie noch trösten mußte. Aber plötzlich hörten das junge Mädchen und ihre Dienerin husten: es war der Oberst, welcher durch den nahen Gang des Salons schritt. Augenblicklich löschten sie in der Furcht, hier überrascht zu werden, ihr Wachslicht aus und beeilten sich, in ihr Gemach zurückzukehren.

Sechstes Kapitel.

Ein Frühstück bei Arthur.

Vierzehn Tage nach diesem Abend hatten Herr von Vieussec und seine Nichte Ophelia Abschied von ihren Wirthen in Draveil genommen.

Caroline und Marianne sahen mit Vergnügen die letzten fremden Personen aus dem Hause abreisen, die dasselbe bewohnten, denn der alte Capi-

tän Servillier wurde nicht als ein Fremder betrachtet, und außerdem war Niemand so wenig störend und so wenig neugierig als der alte Soldat, welcher immer in seinen Respekt für seinen Obersten vertieft war.

Wenn man einen Fehler, eine Schwachheit zu verbergen hat, sich in der Lage befindet, worin Caroline war, so ist es natürlich, die Einsamkeit aufzusuchen und den Blicken der Welt zu entfliehen. Das junge Mädchen durfte zwar noch nicht fürchten, daß man ihren Zustand schon bei ihrem Anblick bemerke, aber doch, wenn ihres Vaters Blicke etwas länger als gewöhnlich auf ihr ruhten, erröthete, erblaßte sie, ein Zittern überfiel sie und das arme Kind glaubte, Herr von Melleval habe ihre Geheimnisse entdeckt. Aber außer diesen Unruhen, diesen Schrecken, welche jeder Tag vermehren sollte, folterte ein anderes Leiden noch das Herz des jungen Mädchens: Arthur gab ihr keine Nachrichten; man hörte Nichts mehr von ihm.

„Ach," sagte Caroline bei sich, „wenn er wüßte, daß ich Mutter bin, so weiß ich gewiß, daß er herbeieilen würde, mich zu trösten, daß er es sich angelegen sein ließe, von meinem Vater meine Hand zu verlangen, daß er sich eher seinem ganzen Zorn aussetzen würde, als sie nicht zu erhalten; aber er kennt die Folge meines Fehlers nicht und die Zeit verstreicht! Er muß übrigens doch kommen und sprechen, denn sonst würde mein Vater ja Alles erfahren und mi[ch] vielleicht fluchen."

Marianne, Zeugin der Thränen des jungen Mädchens, begann ihre Befürchtungen für die Zukunft zu theilen. Nachdem sie einige Zeit versucht, Carolinen zu trösten, und wie diese ebenfalls die Ankunft Arthurs erwartet hatte, sagte die gute Marianne eines Morgens zu ihrem Fräulein:

„Mein liebes Kind, weil Herr Arthur nicht kommt, so will ich ihn aufsuchen und ihm Ihre Lage kund thun.“

„Du, Marianne?“ ruft Caroline aus, indem sie auf ihre Dienerin Blicke heftet, in denen ein Hoffnungsstrahl glänzt.

„Ja, ich, ich will nach Paris gehen, ich werde einen Vorwand finden... Einkäufe zu machen, ein Kleid für mich, für Sie, einerlei... Sie wissen wohl, daß Ihr Herr Vater mir es nicht abschlagen wird; hier ist keine Schwierigkeit... diese wird hauptsächlich für mich die Auffindung von Herrn Arthurs Wohnung sein.“

„Ach, warte, Marianne, durch seinen Oheim vielleicht...“

„Ja, Sie haben recht.“

„Aber man darf nicht errathen, daß Du zu Herrn Arthur gehst.“

„O, fürchten Sie Nichts, ich werde schon ein Mittel finden. Der alte Capitän ist nicht sehr listig; ich werde die Adresse seines Neffen erfahren, wenn er sie weiß, und selbst wenn er sie nicht wüßte, werde ich dennoch den Mann finden, welchen Sie lieben... und sollte ich, wenn ich in Paris bin, mich in jeder

Straße, in jedem Hause erkundigen müssen, ich werde ihn entdecken und zu ihm sagen: kommen Sie schnell, das liebe Kind zu trösten und ihrem Kummer ein Ende zu machen."

„Ach, Marianne, ich werde Dir das Leben, das Glück verdanken."

„Nun, Ihr Glück, Ihre Existenz, ist das Alles nicht auch mein Leben? Wenn Sie weinen, weine ich dann nicht auch? Wenn Sie unglücklich wären, hätte ich da einen Augenblick Ruhe? Ach, Sie sehen wohl, daß Sie mir nicht danken dürfen."

Marianne sucht den ganzen Tag über einen Augenblick, wo der Capitän allein ist; dann nähert sie sich ihm und sagt zu ihm mit gleichgültiger Miene:

„Ach, Herr Capitän, ich wußte doch, daß ich Sie um Etwas zu fragen hätte, aber ich vergesse es immer, weil es nicht sehr wichtig ist."

Der alte Soldat bleibt vor der Dienerin stehen, er sieht sie an, ohne einen Laut von sich zu geben und wartet, bis sie sich näher erkläre.

„Herr Capitän, der Freund Ihres Herrn Neffen, Sie wissen wohl, den er mitgebracht hat, er nannte sich, wie ich glaube, Theophilus Minot, nun, der hat ein Sacktuch hier liegen lassen."

„Was geht mich das an?" versetzt der Capitän.

„Ach, ich wollte Sie jetzt nur fragen, ob Sie seine Adresse wissen, weil ich, da ich nach Paris gehe, um Einkäufe zu machen, zugleich das Sacktuch zu dem Herrn tragen möchte."

„Kenne ich denn die Freunde meines Neffen? Woher soll ich denn seine Adresse wissen?“

„Ah, das ist wahr, wenn ich aber die Ihres Neffen gewußt hätte, so hätte ich durch ihn das Sacktuch leicht übergeben lassen können. O, aber wahrscheinlich wissen Sie die Wohnung Herrn Arthurs auch nicht?“

„Meiner Treu', das ist sehr wohl möglich; ach ja, ich glaube, er wohnt in der St. Georgesstraße, bei der Victoirestraße, dort herum. Ich bekümmere mich wenig darum, ich habe niemals bei ihm gefrühstückt, und überdieß ist es um ein Schnupftuch nicht der Mühe werth, sich Mühe zu machen; der Herr wird andere haben.“

Mit diesen Worten dreht sich der alte Capitän auf dem Absatz herum und entfernt sich mit verdoppelten Schritten. Marianne weiß aber genug, sie ist zufrieden und beschäftigt sich nur noch mit ihrer baldigen Abreise nach Paris. Der erstere Vorwand genügte Herrn von Melleval, der es ganz natürlich fand, daß Marianne Einkäufe in der Hauptstadt zu machen habe, und den andern Morgen reiste die Dienerin frühzeitig nach Paris ab, nachdem sie Caroline geküßt und ihr versprochen hatte, ohne Arthur nicht zurückzukommen.

Kaum war sie aus dem Wagen gestiegen, der sie nach Paris geführt hatte, so erkundigt sich Marianne nach der St. Georgesstraße. Man zeigt ihr dieselbe, und sie wendet sich der Chaussée d'Antin zu, indem sie bei sich denkt:

„Ich weiß die Nummer nicht, aber ich werde fragen... der Herr ist vielleicht seither ausgezogen, man wird mir aber dann seine Adresse sagen; wenn er dort wieder ausgezogen ist, so werde ich anderswohin gehen... o, ich werde ihn finden, ich werde Paris nicht verlassen, ohne mit ihm gesprochen zu haben!... Meine arme Caroline! es handelt sich um ihre Ehre, um ihre Zukunft... o, ich fürchte nicht mich zu ermüden."

Marianne kommt in der St. Georgesstraße an; sie erinnert sich, daß der alte Capitän zu ihr gesagt hat: in der Nähe der Victoirestraße. Sie tritt in das erste Hofthor, das sie sieht, ein, und fragt den Portier:

„Herr Arthur Gervillier?"

„Wohnt hier," antwortet man ihr und Marianne macht einen Freudensprung und ruft:

„Ah, der Zufall hat mich gut geführt! Wohnt er immer hier?"

„Ohne Zweifel."

„Ist er jetzt zu Hause?"

„Ja."

„O, wie sich das gut trifft; dann will ich hinaufgehen."

„Ich stehe nicht dafür, daß Sie mit ihm werden sprechen können, denn Herr Arthur hat diesen Morgen mehrere Freunde beim Frühstück bei sich."

„O, wenn er Fürsten hätte, so bin ich gewiß, daß er sie verlassen würde, wenn er erfährt, woher ich komme."

„Alsdann gehen Sie in den zweiten Stock, reden Sie mit dem Bedienten.“

„In den zweiten Stock? danke, mein Herr.“

An dem Tage, wo Marianne in Paris ankam, um Arthur aufzusuchen, hatte dieser wirklich mehrere seiner Freunde zu einem glänzenden Frühstück eingeladen, bei welchem Nichts gespart wurde, um mit jenen Gastmählern des Lucullus zu wetteifern, deren Beschreibungen uns einen so hohen Begriff von der römischen Feinschmeckerei geben.

Seit seinem letzten Besuch in Draveil hatte Carolinens Verführer das junge Mädchen, welche ihre Nächte ohne Ruhe und ihre Tage in Thränen verbrachte, ganz vergessen. Sobald seine Begierden einmal befriedigt, fühlte Arthur seine Liebe erlöschen und sein einziges Ziel war, eine neue Eroberung zu suchen, um auf's Neue Gefühle zu empfinden, welche sein abgestumpftes Herz unfähig war, lange Zeit für dasselbe Frauenzimmer zu erhalten. Gewohnt, die Liebe als eine Ergötzung zu betrachten, dachte Arthur nicht an die Folgen, welche seine Aufführung haben könnte; wenn er eine Frau nicht mehr liebte, war er überzeugt, daß sie nicht säumen würde, ihm nachzuahmen und sich ebenfalls mit einer andern Liebe zu trösten suche. Er wollte nicht nachdenken, weil ihn das langweilte; er hätte sich geschämt, beständig zu sein, aus Furcht, lacherlich zu erscheinen, und hielt sich nicht für strafbar, weil er sich über seine Aufführung betäubte und niemals die Thränen sah, welche er vergießen machte.

So urtheilt oft ein liebenswürdiger junger Mann.

Drei Monate waren verflossen, seit er von Carolinen Abschied genommen hatte mit dem Versprechen, sie bald wieder zu besuchen. Seit dieser Zeit hatte Arthur schon mehrere Intriguen angeknüpft und gebrochen, so daß Fräulein von Melleval fast ganz aus seinem Gedächtniß verschwunden war. Jetzt finden wir ihn wieder mitten unter seinen Gefährten der Lust und Schwelgerei, in einen kostbaren sammetnen Schlafrock gekleidet, welchen er mit einer vergoldeten Schnur um seinen Leib festgebunden hat; er hat eine gleichfalls sammetne Mütze auf dem Kopfe, deren Form, welche viel einem umgekehrten Schneckenhaus gleicht, aus dem Mittelalter stammt. In dieser Kleidung leitet der prächtige Amphitryon, auf einem Lehnstuhl sitzend, der sich nach Belieben und auf eine einzige Bewegung des Fußes verlängert und verkürzt, das Mahl, das er seinen Gästen gibt.

Etwa zehn junge Leute sitzen an diesem eleganten Tisch; fast Alle haben lange Haare, Schnurrbärte oder Capuzinerbärte, weil dieses Alles mittelalterlich und weil es diesen Herren sehr angenehm ist, den Vorübergehenden in der Straße als ein Modell oder als ein Sapeur in bürgerlicher Kleidung zu erscheinen. Nicht Alle haben sammetne Schlafröcke an wie ihr Wirth, aber ein Jeder hat sich in der Art zu kleiden gesucht, etwas Originelles und Ueberspanntes an sich zu tragen, damit man dem gemeinen Volk nicht gleichsehe. Dann rauchen diese Herren, während sie an einem fort Malvasier oder Champagner hinunter-

stürzen, so stark Cigarren, daß das elegante Speisezimmer durch einen dichten, die Augen angreifenden Dunst verdunkelt ist, während der Tabaksgeruch sich den Kleidern mittheilt, so daß man glauben könnte, sich bei einem Corps von Gardisten zu befinden.

Unter Arthurs Gästen bemerkt man gleich Herrn Theophilus Minot, weil er allein weder einen Schnurrbart noch lange Haare hat, was ihm eine Menge platter Witze von seinen Nachbarn zuzieht. Allein der dicke junge Mann rächt sich, indem er Glas auf Glas von dem Eis-Champagner trinkt und die Flüssigkeit mit vieler Geschicklichkeit in seinen Magen hinabgießt.

„Nun, meine Herren, Sie trinken nicht," sagt Arthur, sein Glas erhebend. „Wie, wir sind unserer Zehn und ich sehe erst sechsundzwanzig leere Flaschen auf dem Boden! Ah, meine Tapferen, ich erkenne euch nicht. Hätten wir denn diese köstliche Eigenschaft verloren, auf welche uns die Engländer herausgefordert haben?"

„Einen Augenblick doch, mein lieber Arthur; Du drängst uns, wir fangen ja eben erst an."

Diese Worte wurden von einem Herrn gesprochen, dessen finniges, gewöhnlich rothes Gesicht in diesem Augenblick schrecklich purpurroth war. Die Schwierigkeit, welche dieser junge Mann schon brauchte, um sich auszudrücken, schien anzuzeigen, daß wenn er nur zu trinken anfing, der Wein schnell auf sein Gehirn einwirkte.

„O, ich dränge Sie gar nicht," erwiedert Arthur;

„trinke, wie es Dir gefällt, Lovelay, Du hast schon eine köstliche Farbe.“

„Ja,“ sagt ein großer und dürrer Gast, dessen bleiches und knochiges Gesicht, Dank dem dichten Bart, mit dem es bedeckt war, Etwas von einem Sterbenden hatte, „ja, Lovelay könnte einen Teufel spielen und brauchte keine Maske dazu aufzusetzen: er hat schon die Farbe der Bewohner der Hölle, ganz krebsartig.“

„Und Du, Du könntest ebenso einen Bewohner des Hospitals vorstellen, denn Du hast ganz das Gesicht eines Ecce Homo.“

Der große junge Mann schien über diese Antwort nicht sehr erfreut, aber da Jedermann darüber lacht, lacht er ebenfalls ein wenig und murmelt:

„Ah, hübsch, sehr hübsch, ganz neu!“

„Durozel findet das nicht neu,“ sagt ein kleiner junger Mann, seinen Schnurrbart liebkosend, „es scheint, daß es nicht das erste Mal ist, daß man ihm dieses Compliment macht.“

„Ah, Dir rathe ich, zu sprechen, Dir, St. Geran, der Du neulich, als Du eine Dame küßtest, ihr die ganze Schwärze, mit der Du Deinen Bart färbst, auf dem Gesicht gelassen hast! O, meine Herren, dieß war die komischste Scene der Welt! Wenn Sie St. Gerans Schöne gesehen hätten: sie war wüthend, weil er ihr zwei große schwarze Flecken unter die Nase gemacht hatte; sie sah aus, als ob sie geschnupft hätte.“

„Ha, ha, armer St. Geran.“

„Ei, meine Herren," schreit der kleine Junge, „ich hatte es mit Fleiß gethan, es war eine Wette; zum Henker, das ist doch leicht zu errathen."

„Ho, ja, das sagst Du jetzt."

„Und was für ein Frauenzimmer hat er denn beschnurrbart?"

„Zum Henker, eine seiner Maitressen; es war höchstens eine halb Anständige. St. Geran macht bei den großen Damen keine Geschäfte."

„Er würde auch in der Größe nicht zu ihnen passen."

„Ah, hübsch, sehr hübsch."

„Meine Herren, die Dame, deren Gesicht ich ein wenig geschwärzt habe, ist eine sehr achtungswerthe Frau, ich bitte Sie, es zu glauben, es ist die Wittwe eines Generals."

„Ah ja, wir kennen das! Es sind lauter Generalswittwen; aber im Gespräch vergessen diese Damen sich oft; zu Einem sagen sie: ‚ich bin Wittwe,' zu einem Andern: ‚mein Mann reist in der neuen Welt,' zu einem Dritten: ‚mein Mann wohnt auf dem Lande, er ist immerwährend krank.' Ha, ha, mein Gott, zu was sollen alle diese Lügen gut sein? Zum Henker, wenn wirklich ein Mann vorhanden ist, so wissen wir Alle wohl, was er ist, man braucht es uns nicht zu sagen."

Lautes Gelächter entsteht von allen Seiten und Arthur, befriedigt von der Wirkung seiner Scherze, wendet sich zu Theophilus mit den Worten:

„Du sprichst Nichts, dicker Minot, nun, Donnerwetter, sage uns doch auch Etwas."

„Meine Herren,“ antwortet Minot, indem er ein volles Glas Wein in den Schlund schüttet, „ich wette, daß Keiner von Ihnen fähig ist, auf dieselbe Art ein eben so großes Glas hinunterzustürzen.“

„O, Du trinkst sehr gut, gewiß, aber dennoch darfst Du uns nicht mißtrauen, denn Du würdest hier würdige Nebenbuhler finden.“

„Ja, sicher,“ sagt der große Herr mit dem blassen Teint; „ich kann ebenso trinken... da seht, ach, das ist gar nicht schwer.“

Und der Herr gießt auf einen Zug ein volles Glas Champagner in seine Kehle; wahrscheinlich hat er aber seine Zeit nicht gut gewählt oder hat der Champagner den Weg nicht gefunden, denn fast eben so schnell hustet er, schreit, weint, schluchzt, wird violett und gibt den Champagner durch die Nase und den Mund wieder zurück, was eben nicht sehr angenehm für seine Nachbarn ist. Man eilt auf ihn zu, schlägt ihn auf den Rücken, schüttet ihm Wasser in's Gesicht und endlich nach einigen Augenblicken kommt er wieder zu Athem und die Gäste nehmen ihre Plätze wieder ein.

„Ich glaube, Durozel wird gut daran thun, dieses Spiel nicht von Neuem anzufangen,“ sagte der kleine St.-Geran mit einer spöttischen Miene.

„Ich vermuthe,“ sagte Arthur, „daß er auf Lovelay's Farbe eifersüchtig war und versucht hat, sich zu würgen, um sich einen Teint zu geben.“

„Ah, hübsch, sehr hübsch,“ antwortet der große Herr, immerfort hustend. „Ich habe zu spät Athem

geholt, das ist das Ganze, ein anderes Mal werde ich es besser machen.“

„Ich wette, daß Ihr es nicht auf einen Schluck trinkt wie ich,“ versetzt Theophilus mit der Miene eines Siegers.

„Nun, meine Herren, die Wetten können gemacht werden,“ sagt Arthur; „aber man muß dem armen Durozel Zeit lassen, sich zu fassen. Ueberdieß drängt uns Nichts: ich schlage vor, bis morgen bei Tische zu bleiben.“

„Gut, sogar bis übermorgen.“

„Bravo, bravo!“

„Der Erste, der unter den Tisch fällt, muß morgen frühe drei Körbe Austern bezahlen.“

„Ja, so ist es angenommen,“ schreit Lovelay, der viel Mühe braucht, seine Zunge in Bewegung zu bringen; „der Erste, der unter den Tisch fallen wird, muß morgen frühe drei Körbe Austern essen.“

„Ha, ha, ha, der arme Lovelay verwirrt sich ein wenig, glaube ich; aber das ist einerlei, er trinkt gut.“

„Meine Herren,“ sagt ein junger Mann, dessen schwacher blonder Bart wie Flaum aussieht und seinem Gesicht etwas Schmutziges, Unreines verleiht, „meine Herren, ich kann nicht bis morgen bei Ihnen bleiben: ich habe heute Abend ein Stelldichein mit einem anbetungswürdigen Frauenzimmer. Sie werden einsehen, daß ich nicht fehlen darf, um so mehr, als es das erste ist.“

„Ach, laß uns mit Deinen anbetungswürdigen

Frauenzimmern in Ruhe, Edmund; geh' morgen oder übermorgen, Du wirst die Schöne immer finden."

„Um so gewisser, als ich das anbetungswürdige Frauenzimmer kenne, welchem Edmund den Hof macht," versetzt der kleine St. Geran; „es ist ganz einfach eine Putzmacherin auf dem Boulevard St. Martin."

„Hm, wer spricht von dem Theater am St. Martinsthore?" ruft Theophilus, den Kopf erhebend, aus. „Ich bezahle drei Plätze in demselben, ich kann hinter die Coulissen und auf die Bühne gehen."

„Gehst Du auch zuweilen unter die Bühne?"

„Warum?"

„Ha, weil es unterhalb komischer ist; frag' einmal die Musiker beim Orchester."

„Meine Herren," versetzt Theophilus, ein ganz gefülltes Champagnerglas auf die Mitte eines Tellers stellend, „ich bitte, betrachten Sie einmal dieses: ich nehme diesen Teller, auf welchem ein bis an den Rand gefülltes Glas steht, und trinke dasselbe, ohne es mit der Hand zu berühren oder einen Tropfen davon zu verschütten, aus; sehen Sie mir zu."

Der junge dicke Mann nimmt den Teller mit beiden Händen, berührt mit den Lippen den Rand des Glases und vollführt, allmälig den Teller erhebend, das Kunststück, wozu er sich angeboten hat.

„Ganz gut, ganz gut," ruft Arthur aus. „Theophilus Minot wird gewiß noch ein sehr angenehmer

Gesellschafter; er kann seine Kunststücke bald auf dem Boulevard aufführen."

„Ich möchte ihn gerne Messer schlucken sehen," sagt der große Durozel.

„O, meine Herren, Sie lachen, Sie scheinen mich zu verspotten, aber ich wette, daß es mir Keiner nachthut."

Statt Minot zu antworten, der immer wetten will, ruft einer der Tischgenossen aus:

„Meine Herren, wer von Ihnen war in Ataliens Gesellschaften? Wissen Sie, daß es dort sehr nobel zugeht? Man trifft schön geschmückte, geschmackvoll gekleidete Damen, Spiele, prächtige Soupers und Alles, was daraus folgt...o, es ist köstlich."

„Ich bin dort gewesen, ich habe aber nur gealterte, verblühte, verlebte Frauenzimmer, lange, magere, gelbe Hälse, eingefallene Busen, spitzige Schultern, kurz, abgenützte Personen gesehen."

„Ach, dann mußt Du an einem unglücklichen Tage hingekommen sein."

„Was kostet der Eintritt, meine Herren?"

„O, wie dumm, wer wird denn bezahlen: man wird vorgestellt, eingeführt und spielt dann."

„Ja, und alle Damen betrügen, ich kenne das."

„Ach, potz Kuckuk, Du möchtest Ihnen am Ende gar ihr Geld abgewinnen?...Der Teufels-Durozel wäre es wohl im Stande."

„Eine Cigarre!...Wer gibt mir eine Cigarre?"

„Mir wäre eine Pfeife weit lieber."

„Wirklich, meine Herren, wollen Sie Pfeifen?

Ich kann Ihre Wünsche befriedigen: ich habe von allen Größen und allen Formen hier; ich habe türkische, deutsche und niederländische Pfeifen."

„Ja, ja, gib uns Pfeifen, das ist viel mittelalterlicher, viel französischer und für freie Männer viel tauglicher."

„Gewiß," sagt der junge Mann mit dem keimenden Barte, während er alle Augenblicke aussetzt, um zu husten und zu trinken, damit er die Uebelkeit überwinden kann, welche ihm der Tabaksgeruch und die seltene Gewohnheit, zu rauchen, verursacht, „gewiß ist die Pfeife... hm, hm... burschikoser, anmuthiger ... hm, hm!"

„Was hast Du denn, Edmund, erstickst Du? Hast Du falsch geschluckt wie Durozel?" fragt der kleine St. Geran.

„Nein, nein, es ist Nichts; ich huste nur ein wenig. Wissen Sie, meine Herren, daß wir beim Weggehen von hier verteufelt nach Rauchtabak stinken werden? Wenn wir so zu Damen kämen!"

„Nun, was würde es schaden? Wenn sich meine Schöne erlaubte, diesen Geruch zu tadeln, so würde ich zu ihr sagen: ‚Meine liebe Freundin, wenn Dir das nicht gefällt, so lebe wohl: Du bist frei!'"

„Ich habe eine Geliebte, die raucht wie ein Türk!"

„Legt sie auch die Beine über einander, während sie raucht?"

„Ach, Schelm, das möchten Sie gewiß sehen?"

„Ich habe eine Geliebte, die mich zum Rauchen zwingt, weil sie mich langweilt."

„Ah, hübsch, sehr hübsch.“

Arthur, der aufgestanden ist, seine Pfeifensammlung zu holen, kommt bald wieder zurück und wirft eine solche Masse auf den Tisch, daß ein ganzes Regiment hätte damit rauchen können.

Während Jeder die Pfeife auswählt, deren Form oder Größe ihm am Besten gefällt, schenkt sich Theophilus ein Glas Champagner ein und schreit:

„Meine Herren, etwas Anderes: ist Ihnen das bekannt? Sie müssen singen: ‚Die Glocken des Dorfes läuten zur Sclaverei, kling, kling, kling, kling,‘ dann wiederhole ich, einen Schluck trinkend, ‚kling.‘ Sie singen wieder: ‚kling, kling, kling, kling‘ und ich trinke einen zweiten Schluck, während ich ‚kling‘ nachsinge. So muß ich auf dreimal, wobei ich jedesmal ‚kling‘ nach Ihnen wiederhole, das Glas geleert haben.“

„Ei, welch' neues Kunststück unseres berühmten Minot!“ sagt Arthur lachend; „sie werden, so viel mir scheint, immer interessanter und schwieriger, wie bei Nicolet. Wohlan, wer singt: ‚die Glocken des Dorfes?‘“

„Ich,“ antwortet Lovelay, der kaum mehr sprechen kann; „ich kenne diese Romanze.“

„Ah, Du heißt dieses eine Romanze!“

„Einerlei, ich weiß sie auswendig.“

„Nun, so fangen Sie an,“ sagt Theophilus, sein Glas nehmend, „ich warte.“

Herr Lovelay bemüht sich, seinen Speichel hinunter zu schlucken und stimmt an:

„Die Glocken des Dorfes haben einen schönen Klang! kling, klang, kling, klang!“

„Das meine ich nicht,“ schreit Theophilus ungeduldig, während alle Tischgenossen hellauf lachen und Lovelay ‚kling, klang‘ zu singen fortfährt, ohne innehalten und auf den dicken Minot hören zu wollen.

Allein ein neues Ereigniß beschäftigt die Gesellschaft: dem jungen Edmund war es schon eine Weile übel; statt jedoch das Rauchen aufzugeben, hatte er sich einer langen türkischen Pfeife bemächtigt, woraus er mit Mühe Rauchwolken herausdampfte, wovon er einen großen Theil verschluckte. Plötzlich sieht man ihn die Farbe wechseln, er läßt seine Pfeife fallen, neigt sich gegen den großen Durozel hinüber und erbricht sich über diesen hinunter.

Der große Herr stößt einen Schrei aus, die jungen Leute lachen noch viel ärger, Lovelay fängt wieder sein ‚kling, klang‘ an und Arthur sagt:

„Um Edmund zu bestrafen, sollten wir ihn unter dem Tische liegen lassen, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hat.“

Neues schallendes Gelächter billigt diesen Vorschlag. Nur Durozel bleibt schlechter Laune, weil seine Hose ganz ruinirt ist, aber in diesem Augenblicke tritt Arthurs Bedienter in den Saal, nähert sich seinem Herrn und sagt leise zu ihm:

„Mein Herr, es ist Jemand da, der Sie durchaus sprechen will.“

„Mich sprechen, mich in diesem Augenblick stören,“ schreit Arthur, „dazu gehört eine große Frechheit...

dieser ist nur ein Gläubiger fähig; wenn ihrer aber zwanzig da sind, so jage sie alle mit dem Besen hinaus!... Nicht wahr, meine Herren, so muß man diese Schurken behandeln?"

„Ja, ja, zur Thüre hinaus mit den Gläubigern ... zu den Fenstern, wenn sie nicht vernünftig sein wollen!"

„Mein Herr, es ist kein Gläubiger," entgegnet der Diener, „es ist ein Frauenzimmer."

„Ein Frauenzimmer!" ruft Arthur aus.

„Wenn sie hübsch ist, soll sie hereinkommen," sagt St. Geran; „wir wollen ihr ein Glas Rum und eine Cigarre anbieten."

„Wer ist es," fragt Arthur; „Du mußt wissen, wie sie heißt: Du kennst Alle, die zu mir kommen. Vorwärts, sprich! Potz Kuckuk, fürchte Dich nicht! Ich habe keine Geheimnisse vor meinen Freunden."

„O, mein Herr, es ist nicht, was Sie meinen," erwiedert der Bediente, „es ist eine Frau von reiferem Alter, in dem Anzuge einer dienenden Person."

„So lege Dich in's Bett mit dieser Dame, sie soll uns aber ungeschoren lassen!...Glaubst Du, ich lasse mich eines solchen Geschöpfes wegen stören?"

„Mein Herr, sie ist von einem Fräulein geschickt worden."

„Von einem Fräulein, einer Dame... das kümmert mich wenig; ich habe jetzt keine Zeit sie anzuhören, ich bin beschäftigt, sie soll ein anderes Mal kommen: morgen oder übermorgen etwa. Ich kann meine

Pfeife und meine Freunde dieses Weibsbildes wegen nicht verlassen."

„Das Frauenzimmer hat gesagt: ‚Wenn Ihr Herr zögern sollte, so nennen Sie ihm nur den Namen meines Fräuleins, dann wird er augenblicklich kommen."

„Ah, wirklich! Sie glaubt also, dieser Name sei ein Talisman? Nun, wer schickt sie?... Sprich doch laut, Dummkopf!"

„Fräulein Caroline von Melle..."

Arthur unterbricht seinen Bedienten lebhaft und verhindert ihn, den Namen vollends auszusprechen, denn trotz seiner Betrunkenheit fühlt er sich bestürzt. Er steht hastig vom Tische auf und murmelt:

„Da es nicht anders sein kann, will ich mich von diesem Frauenzimmer befreien... meine Herren, ich stehe Ihnen augenblicklich wieder zu Diensten."

Marianne wartet angstvoll in einem Nebenzimmer; sie begreift Arthurs Langsamkeit nicht, denn sie glaubte, er werde bei dem bloßen Namen Carolinens unverzüglich zu ihr eilen. Endlich geht eine Thüre auf und der, den sie erwartet, erscheint mit hochgeröthetem Gesicht, einer türkischen Pfeife im Munde, die Mütze auf der Seite und mit der Miene eines Mannes, der sehr geärgert scheint, gestört worden zu sein.

„Ah, Sie sind es, Marianne!" ruft der junge Mann aus; „nun, was gibt es denn? was will Fräulein von Melleval von mir und warum muß ich Alles verlassen, um mit Ihnen zu sprechen? Ihr Landleute glaubt, man habe nichts Besseres zu thun,

als euch anzuhören. Reden Sie schnell, Marianne, ich habe Besuche und kann Ihnen nicht viel Zeit widmen."

Das gute Mädchen ist stumm vor Staunen; dieser Empfang schnürt ihr das Herz zusammen und sie wagt kaum zu erwiedern:

„Mein Herr, meine junge Gebieterin hoffte stets, Sie würden, wie Sie es versprochen haben, dieselbe bald besuchen."

„Ich habe keine Zeit gehabt."

„Mein Herr, aus dem Schritte, den ich gethan, werden Sie ersehen, daß Fräulein von Melleval mir Ihre Liebe zu Ihnen anvertraut hat. Das arme Kind... ich liebe sie wie meine Tochter; ich habe sie aufgezogen, war bei ihrer Geburt zugegen... ach, warum hatte sie nicht früher Vertrauen zu mir."

„Das Alles ist ganz gut, meine gute Frau: lieben Sie Ihre junge Herrschaft, ich hindere Sie nicht daran; wenn Sie mir aber sonst Nichts zu sagen hatten, war es nicht der Mühe werth, mich zu stören."

„Mein Herr!" ruft Marianne aus, welcher die Entrüstung wieder ihren ganzen Muth belebt, „empfangen Sie so die, welche Ihnen Nachricht von dem armen Kinde bringt, welches Sie verführt haben? Haben Sie Ihre Schwüre, Ihre Versprechen vergessen? Sie werden jetzt wohl daran denken müssen."

„Ach, gute Frau, wenn Sie mir Moral predigen wollen, so verlieren Sie Ihre Zeit. Ich besuche Caroline, sobald ich kann: künftigen oder übernächsten Monat. Adieu."

Marianne stürzt sich Arthur nach, der sich entfernen will, und schreit:

„Haben Sie mich denn nicht verstanden, mein Herr? Jetzt augenblicklich müssen Sie Herrn von Melleval um die Hand seiner Tochter bitten, denn Sie müssen die arme Caroline wieder zu Ehren bringen... sie ist schwanger, mein Herr!... Nun, schicken Sie mich jetzt auch noch fort?"

Arthur bleibt einen Augenblick stumm, sein Gesicht wird ernst, aber es nimmt bald wieder den Ausdruck seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit an und er entgegnet Mariannen:

„Ah, der Teufel! Caroline ist...das ist ärgerlich; aber was wollen Sie, daß ich thun soll?"

„O, mein Gott, mein Gott!" ruft Marianne, den jungen Mann mit Verzweiflung anblickend, aus, „Sie fragen mich, was Sie thun sollen! Während diese arme Kleine trostlos ist, weder bei Tag noch bei Nacht mehr Ruhe hat und den Fluch ihres Vaters befürchten muß, zögern Sie noch und wissen nicht, was Sie thun sollen! Sie müssen sie heirathen, Herr, auf der Stelle heirathen, selbst wenn Sie die Bedaurungswürdige nicht mehr lieben."

„Gute Frau, ich bin nicht gewohnt, mir Lektionen ertheilen zu lassen. Der Ton, in welchem Sie sich erlauben mit mir zu sprechen, fängt an, mich zu langweilen: machen wir ein Ende. Ich habe keine Lust, mich bis morgen bei Ihnen aufzuhalten. Ich bedaure Fräulein Carolinens Lage, aber ich heirathe sie nicht, wenigstens in diesem Augenblick nicht, weil

ich keine Lust habe, mich so jung schon in Fesseln schmieden zu lassen. Außerdem kann ein junger Mann nicht alle Frauenzimmer heirathen, mit denen er Liebschaften gehabt hat. Wenn Sie die mindeste Erfahrung in der Welt hätten, würden Sie das augenblicklich begreifen. Ich habe eine glänzende Laufbahn vor mir und keine Lust, dieser zu entsagen, um mich bei dem Obersten Melleval zu begraben: das ist mein fester Entschluß; geben Sie sich weiter keine Mühe, mich zu besuchen, Sie würden Ihre Zeit umsonst verlieren. Ich werde mich ohnedieß von hier entfernen, Reisen machen und mich ein wenig in der Welt umsehen!... Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrer Gebieterin, die ich stets anbeten werde, aber im Augenblicke nicht heirathen kann. Später, in einigen Jahren, läßt sich das vielleicht machen; wir wollen sehen."

Nachdem Arthur diese Worte beendigt hat, entzieht er Mariannen, die ihn noch fest hielt, lebhaft seinen Arm, verläßt sie und schlägt die kleine Thüre, durch welche er eingetreten ist, heftig hinter sich zu.

Die arme Marianne bleibt einige Augenblicke unbeweglich stehen; sie schluchzt, aber ihre Thränen können nicht fließen. Endlich stürzt sie aus dem Zimmer und ruft aus:

„O, mein Gott, erbarme Dich meiner armen Caroline!"

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 79

Stuttgart 1845

P.o.gall. 2569 l-79
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101644-2